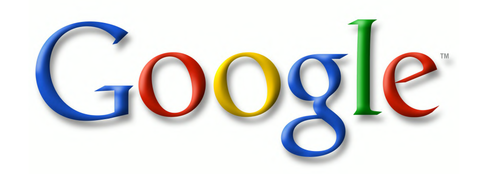
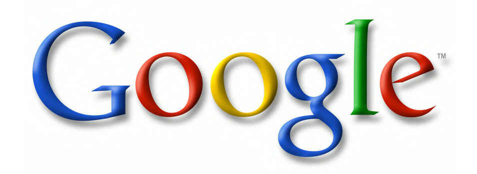



Google

WAHRHEIT UND DICHTUNG

IN

ULRICH VON LICHTENSTEINS FRAUENDIENST.

VON

REINHOLD BECKER.

HALLE.
MAX NIEMEYER.
1888.


University of
Michigan
Libraries

WAHRHEIT UND DICHTUNG

IN

ULRICH VON LICHTENSTEINS FRAUENDIENST.

VON

REINHOLD BECKER.

HALLE.
MAX NIEMEYER.
1888.

Sinnstörende Druckversehen.

S. 2, Z. 4 von unten statt „Umständen" lies *Zuständen.*

S. 76, Z. 20 ist vor dem letzten Wort einzusetzen: *im Gespräch.*

S. 94, Z. 9 ist hinter dem zweiten Wort einzusetzen: *und Liedern.*

INHALT:

Einleitung.

Vielgestaltig sind die Formen, mit denen das deutsche Mittelalter in die neuere Zeit noch hineinragt. Ehrwürdig stehen sie vor uns da, die Münster mit ihren Thürmen und gemalten Fensterscheiben, hochgieblige Patrizierhäuser in altersgrauer Färbung, epheuumsponnene Burgtrümmer und die Reste alter Stadtmauern, die Ahnenbilder und die alten Waffen, die kunstvollen Gewebe und die Miniaturen der Handschriften. Trotzdem erscheint die mittelalterliche Kultur dem gebildeten Deutschen, wenn er sich nicht mit irgend einem Gebiete derselben als Fachmann beschäftigt, doch fremdartig, unverständlich und trotz aller Romantik vielfach abstossend. Allenfalls mag sich noch unsere Jugend begeistern für die abenteuerliche Romantik des Mittelalters, für den reckenhaften Kampfesmuth, die Phantastik des Minnedienstes, für herrliche Lichtgestalten der Poesie und Geschichte; was aber könnte den gereiften Mann entschädigen für den wachsenden Jammer der politischen und die tiefen Schatten der sozialen Zustände? An den Burgverliessen steht er mit dem Gedanken: wie gut, dass du vorüber bist, harte Zeit der Privilegien, der Unterdrückung und der Willkür. In der Volksvorstellung lebt

ja hauptsächlich die schwere Noth des spätern Mittelalters mit ihrem Raubritterthum und ihrer ganzen sittlichen Versunkenheit und wenn das Aufblühen des Handels und der Gewerbe in manchen Städten ein tröstliches Bild gewährt, so tritt es doch zurück gegen den unaufhaltsamen Untergang des freien Bauernstandes. Aber wenn auch der Gedanke weiter rückwärts schweift in die glänzendste Periode der deutschen Vorzeit, in die Blüthezeit des Ritterthums unter den Hohenstaufen, so zeigt sich ihm wenig, was ein reines Wohlgefallen erwecken kann. Die Tapferkeit der Ritter ist meist gepaart mit Ziellosigkeit, der ritterliche Frauendienst mit Sentimentalität und Unsittlichkeit, und wo ein Ansatz höherer Bildung hervortritt, da erscheint sie doch wie ein fremdes Gewächs, das in unserm Land nicht recht heimisch werden will. In den Thälern der Provence, singt Uhland, ist der Minnesang entsprossen; von den Romanen, so glaubt man, sind auch jene Minnethorheiten zu uns herübergekommen, in denen Herr Ulrich von Lichtenstein sich so seltsam auszeichnete. Auch in der Dichtung wird heimische Art doch bald überfluthet und erstickt von der Nachahmung der Romanen. Fast überall herrscht äusserliche Mode und kraftlose Nachahmungssucht und nur wenige originelle Geister vermögen eine relativ selbständige Stellung zu behaupten. So erscheint denn vielfach dem Gebildeten unserer Tage das Mittelalter als eine Durchgangszeit, in der der Deutsche sich aus rohen Umständen mühsam empor arbeitete, ohne doch etwas dauernd Werthvolles und Eigenthümliches für die nachkommenden Geschlechter zu erringen, eine Zeit, werth vergessen zu werden.

Niemand empfindet diese anscheinende Unfruchtbarkeit und Ergebnisslosigkeit peinlicher als der praktische Schulmann, der im deutschen und geschichtlichen Unterricht der Prima das Leben dieser Zeit darzustellen hat. Wie willig kommt ihm nicht gerade auf diesem Gebiet das Interesse und selbst der Enthusiasmus der Jugend entgegen und wie wenig gestattet ihm doch sein wissenschaftliches Gewissen diese Richtung zu nähren. Zu gut weiss er, dass die Jugend neben der grammatischen Genauigkeit und der mathematischen Klarheit für ihr junges Gemüth auch etwas Anregung und Wärme bedarf und doch will sich dazu weder die politische Geschichte des deutschen Mittelalters noch eine erborgte Kultur und eine Litteratur ohne tiefen Gehalt und volksmässige Eigenthümlichkeit recht eignen. In letzterer Beziehung waren wenigstens Walther und die Nibelungen für uns liebe Schätze, so lange sie in der Schule in ihrer Sprache gelesen werden durften; in Uebersetzungen sind sie aber nicht mehr, was sie sein sollten und so gut könnten. So ist denn die Aufgabe, auf unsern höhern Schulen das deutsche Mittelalter zu behandeln, im allgemeinen nicht sehr erquicklich. Es wäre ein Irrthum, wenn man diesen Schaden gering anschlagen wollte. Vor allem für die Ausbildung nationalen Gefühls kann die Schule erhebender Erinnerungen nicht entbehren. Wenn auch wir Preussen solche in unserer Geschichte der letzten Jahrhunderte reichlich haben, so sind sie doch, soweit sie allen Deutschen gemeinsam sind, für lange Jahrhunderte nur spärlich vertreten.

Wenn es nun aber auch keinem Verständigen in den Sinn kommen kann, die Mängel unserer politischen und

sozialen Geschichte auf eigene Hand zu verbessern und mit patriotischen Phrasen zu umkränzen, so ist es doch auch ebenso sehr zu wünschen, dass auch die Schatten in dem Bilde nicht dunkler gemalt werden, als es der Wirklichkeit entspricht. Und doch geschieht dies meines Erachtens bezüglich der kulturgeschichtlichen Stellung des deutschen Mittelalters in hohem Grade. Was die antike Kultur für unser heutiges Leben bedeutet, wissen wir sehr wohl. Mag es immerhin geringer an Werth sein, was unsere Vorfahren im Mittelalter errungen, erdacht und ersungen haben, so ist es uns doch lieb, weil es aus unserm Volke hervorgegangen ist und es wäre darum dringend zu wünschen, dass tüchtige Kenner uns auch die Arbeit des Mittelalters in ihrem Verhältniss zu unserer Zeit verstehen lehrten und es uns so näher brächten. Auch hier würde sich das Wort bewähren: wohl dem, der seiner Ahnen gern gedenkt.

Bisher ist zur Lösung der bezeichneten Aufgabe von Seiten der Forschung wenig genug geschehen. Von der meines Erachtens in wichtigen Punkten falschen Ansicht ausgehend, dass die Kultur der höfischen Zeit bei französichem Ursprung wesentlich international gewesen sei, hat sie wohl eifrig darauf geachtet, auf allen Gebieten den Einfluss der Romanen nachzuweisen und in ihrem Eifer denselben erheblich übertrieben; dagegen wurden die vielfach so deutlich hervortretenden nationalen Unterschiede oft übersehen und die eigenthümliche Art des deutschen Wesens kam dabei zu kurz.

So auf dem Gebiete der Lyrik. Wenn auch die provenzalische Minnedichtung älter ist, so ist doch das

mittelalterlich deutsche Liebeslied ursprünglich so verschieden, dass es kein Absenker derselben sein kann. Zwar haben einige, meist westdeutsche Dichter die Lyrik der Troubadours gekannt und in Form und Gedanken von ihnen gelernt und die heimische Lyrik bereichert, aber diese blieb nicht nur ihrem Ursprunge nach eine heimische Kunst, sondern sie hat auch von der entwickelteren andersgearteten romanischen Kunst nur angenommen, was ihr gemäss war und das germanische Element blieb in ihr überwiegend[1]).

Auf dem Gebiete des Turnierwesens weiss man schon lange, dass auch in Deutschland Reiterspiele bestanden, bevor die Franzosen denselben eine kunstmässige Ausbildung gaben, auch kennt jeder den Unterschied des ceremonienreichen französischen und des einfachen deutschen Verfahrens bei der Schwertleihe. Gleichwohl lässt man die ausführlichen Kampfesschilderungen der aus demFranzösischen übersetzten Artusromane ohne weiteres auch als deutsche Sitte gelten, so dass auch hier die Deutschen nur die willigen und oft gedankenlosen Nachahmer waren. Vergleicht man aber Ulrich von Lichtensteins Frauendienst, so ergiebt sich daraus mehrfach ein anderes Bild und man erkennt, dass jene Epiker in ihren Uebersetzungen keineswegs immer deutschen Gebrauch darstellen, dass sie selbst roman-

---

[1]) Wie man sieht, halte ich an den im Altheimischen Minnesang gegebenen Nachweisungen völlig fest. Nach den Erfahrungen, die ich mit diesem Buche gemacht habe, mache ich mir für den Erfolg des gegenwärtigen Schriftchens nicht allzuviel Hoffnung, doch kann mich das natürlich nicht abhalten, auch diesmal meinen Weg gegen den Strom zu nehmen.

hafte, aller Wirklichkeit spottende Züge ganz unbefangen nacherzählen. So verschwindet also auch hier die internationale Gleichmässigkeit und das verschiedene Wesen der Völker macht sich geltend[1]).

Viel stärker noch ist die Umgestaltung, die dem deutschen Frauendienst widerfährt, wenn man alle diejenigen Züge streicht, welche nur aus französischen Romanen und ihren Uebersetzungen sowie aus dem Leben der Troubadours genommen sind. Zwar ist auch hier die Einwirkung der romanischen Völker nicht zu leugnen, vielmehr ist zuzugeben, dass von diesen hier sogar der erste Anstoss ausging, aber auf deutschem Boden gestaltet sich der Frauendienst sofort anders und jener Anstoss war in den wesentlichsten Punkten für den Charakter desselben gar nicht entscheidend. Treu spiegelt sich in dem Leben und Treiben der Provenzalen, wie es uns in *Diez* „Leben und Werke der Troubadours" so anschaulich verarbeitet vorliegt, der südfranzösische Volkscharakter unserer Tage ab und bildet einen auffallenden Gegensatz zu dem bedächtigen Wesen der Deutschen. Falsch wäre es daher auch, die lebenslustige, spielende Galanterie, die sinnliche Leidenschaft und die zuweilen bis zur Tollheit gesteigerte poetische Romantik, die im provenzalischen Frauendienst eine so grosse Rolle spielen, ohne weiteres auf unsere deutschen Verhältnisse zu übertragen. Es liegt mir fern, aus patriotischem Interesse

---

[1]) Vergl. mein Programm „Ritterliche Waffenspiele nach *Ulrich von Lichtenstein*. Düren 1887. S. 16 Anm. 1, S. 17 Anm. 1, S. 23 u. 5. Auch die technischen Ausdrücke sind bei *Ulrich* in viel höherem Grade deutsch, als man nach den übersetzten Romanen annehmen sollte.

die deutschen Minnesänger zu idealisiren; auch unter unserem kälteren Himmel fügte sich die Begehrlichkeit der Ritter nur mit Widerstreben den Schranken, welche die Frauen ihnen in der Regel aufnöthigten. Trotzdem aber war der deutsche Minnedienst in seiner besseren Zeit nicht ein blosses Spiel galanter Frivolität, nicht eine willkürlich angenommene Mode, nicht ein Sport mit allerlei Phantastereien, an denen das Gemüth wenig Antheil hat, sondern mit der Sinnlichkeit paart sich eine tiefgefühlte Bewunderung des geistigen Adels der gebildeten Frau, der erst damals dem Deutschen zu allgemeinem Bewusstsein kam. Diese Seite des Frauendienstes aber tritt bei den Troubadours fast ganz zurück.

In einem schon lange geplanten, aber wegen anderer Geschäfte noch nicht zur Ausführung gelangten Aufsatz über das Wesen und den Charakter des deutschen Frauendienstes, mit dem ich mich von der deutschen Philologie zu verabschieden gedenke, wird sich Gelegenheit finden, jenen Unterschied näher auszuführen. Einstweilen nur zwei Beispiele, um zu zeigen, wie durch den Gebrauch romanischer Quellen das Bild des deutschen Minnedienstes gefälscht wurde.

Die Troubadours widmeten ihre Dienste in der Regel verheiratheten Frauen, vielleicht weil nach Landessitte die Mädchen besserer Familien frühe verheirathet und bis dahin sehr zurückgezogen gehalten wurden. Was aber auch der Grund sei, an der Thatsache kann man nicht zweifeln. Dasselbe hat man nun ohne weiteres auch für den deutschen Minnedienst angenommen und sogar zu der fast unbegreiflichen Annahme gesteigert, gerade das habe für höfisch

gegolten und sei Prinzip gewesen, dass man verheiratheten Frauen diente. Ich zweifle sehr daran, dass ein solches Prinzip sich für die Romanen erweisen lässt, denn die Regel des *Andreas Capellanus „causa conjugii non est ab amore excusatio recta“* schliesst doch den unverheiratheten Frauen erwiesenen Dienst nicht aus, sondern lässt ihn nur für die verheiratheten auch unbedenklich zu. Für Deutschland aber ist nicht bloss der Vorzug verheiratheter Frauen nicht zu belegen, sondern es lässt sich auch gar kein ausreichender Grund auffinden, der zu dieser sonderbaren Beschränkung des Minnedienstes geführt haben sollte. Die Mädchen waren jedenfalls keineswegs, wie Wilmanns zur Erklärung einmal angenommen hat, von den geselligen Vergnügungen ausgeschlossen. Von mehreren Gründen, die gegen diese Annahme sprechen, erwähne ich der Kürze halber hier nur einen. Viele Dichter versichern, sie hätten von Kind auf derselben Dame gehuldigt. Setzt das nicht Mädchenminne voraus? Sonst wären ja, bis die Dichter Männer wurden, ihre Damen schon Matronen gewesen. Für Ulrich von Lichtenstein, dessen erste Dame auch eine Jugendgeliebte war, können wir das Gegentheil nachweisen. Als er selbst 27 bis 29 Jahre alt war, berief er sich (Lachmann, 256, 9 und 349,9) auf die hochgelobte Jugend der Frau; wenn sie also auch ein paar Jahr älter gewesen ist als er, verheirathet kann sie nicht wohl gewesen sein, als er seinen kindischen Dienst begann. Wenn nun aber auch mancher Ritter ein einmal begonnenes Verhältniss trotz eintretender Ehe festzuhalten suchte oder sich von vornherein um eine verheirathete Frau bemühte, so war das eine zu allen Zeiten

vorkommende Unsittlichkeit, die indessen nicht durch die Vorstellung, dies sei das eigentlich Höfische, hervorgerufen wurde Fordert doch auch Ulrich von Lichtenstein, der in diesen Dingen wahrlich kein Pedant war, in seinem Frauenbuch S. 621,5 f, dass eine Frau, die einen guten Mann habe, diesem in treuer Liebe ergeben bleibe und jede „*frömde minne*“ abweise; tauge der Mann aber nichts, so dürfe sie fremden Dienst annehmen, wenn sie es nicht um Gottes Willen lasse. Das ist doch weit von völliger Nichtachtung der Ehe entfernt und beweisst, dass der Grundsatz des Kapellans in Deutschland nicht anerkannt war. Ernstere Naturen wie Reimar von Zweter sind noch viel strenger als Ulrich. Ueberhaupt aber darf niemand glauben, dass die eheliche Minne der beiden Gatten nach Anschauung der Zeit ausgeschlossen gewesen wäre; für die verheirathete Frau ergiebt sie sich schon als Gegensatz zu der „*frömden minne*“, von der Ulrich spricht.

Während diese falsche Vorstellung aus den Lebensbeschreibungen der Troubadours erwachsen ist — ausser der Tristanerzählung findet sich in den höfischen Romanen kaum eine Spur der angeblich höfischen Sitte —, zeigt sich der Einfluss der französischen Romane in der Vorstellung, dass die Ritter überwundene Gegner der Herzensdame als Zeichen ihrer Huldigung zuschickten. Wie wäre in der Wirklichkeit das möglich gewesen, ohne das Minnegeheimniss, das doch gewahrt werden musste, preiszugeben? In den meisten Romanen kümmert man sich um dieses freilich fast gar nicht und sie scheinen überhaupt in der Mehrzahl die ausgebildete Form des Frauendienstes kaum

zu kennen und vielmehr die Zeit darzustellen, die diesem vorausging. Im wirklichen Leben legte man aber, wie die Klagen über die Merker hundertfach bezeugen und die sinnlichen Absichten der Männer selbstverständlich machen, auf die Geheimhaltung das grösste Gewicht, mochte der Dienst nun verheiratheten oder unverheiratheten Frauen gelten. Daher konnte die Zusendung überwundener Ritter wohl in Romanen, aber nie im wirklichen Leben Sitte werden.

Diese zwei Beispiele mögen für's erste genügen, um zu zeigen, wie unsicher noch vielfach unser Wissen von derjenigen Zeit des deutschen Alterthums ist, die wir doch am besten zu kennen glauben. Indem wir die Lücken unseres Wissens allzubereitwillig aus den höfischen Romanen und sonstigen ausländischen Quellen ergänzten, haben die Schilderungen des höfischen Lebens jener Zeit eine bunte Abenteuerlichkeit und einen übertriebenen poetischen Glanz erhalten, die ihm in dieser Weise nicht eigen gewesen sind. Um ein einigermassen richtiges Bild der Wirklichkeit zu bekommen, müssen wir vor allem darauf verzichten, bestimmte Sitten und Gebräuche vorzugsweise auf romanische Quellen zu stützen. Auch die Uebersetzungsromane können nur da als bedeutsam gelten, wo die Dichter von ihren Quellen abweichen oder wo sie für ihre eigene Person das Wort ergreifen. Vorsicht ist aber nicht bloss wegen des ausländischen Charakters der Quellen geboten; sondern ganz ebenso wie es sich in dem oben angeführten Programm über die Waffenspiele gezeigt hat, gilt es für den Frauendienst und sonstige Lebensverhältnisse, dass die Dichter gar nicht darauf ausgehen, in ihren Erzählungen das

wirkliche Leben darzustellen, sondern ihren romantischen Neigungen ganz unbedenklich die Zügel schiessen lassen.[1])

Beseitigt man die romanisirende Uebermalung, die das Bild des deutschen Mittelalters erduldet hat, und vermeidet man zugleich die falschen poetischen Glanzlichter, die auf es gefallen sind, so stellt sich bei einer in vielem gemeinsamen Kulturbasis doch auch der Unterschied romanischer und germanischer Art deutlich dar. Eine Aufgabe der Zukunft wird es sein, das Gemeinsame richtig zu erkennen und die Verschiedenheiten darüber nicht zu verwischen. Ist die Aufgabe ganz gelöst, so wird dies jedenfalls einen unverächtlichen Beitrag zur Völkerpsychologie bilden. Fürs erste kann man sich der Lösung freilich nur langsam nähern, denn dazu bedarf es jedenfalls noch mancher Vorarbeiten. Nach dem wenigen zu schliessen, über das ich mir bis jetzt ein eignes Urtheil erlauben darf, dürfte das Bild des deutschen Mittelalters in seiner besten Zeit, wie

[1]) Ich denke, indem ich dieses schreibe, in erster Linie an das verdienstvolle Buch von A. Schulz, das Höfische Leben zur Zeit der Minnesinger, dem auch ich reiche Belehrung verdanke. Da ich den immensen Fleiss, der allein dies Buch schaffen konnte, wohl zu würdigen und zu nutzen verstehe, kann es mir nicht einfallen, mit den oben aufgestellten Grundsätzen indirekt an ihm eine verwerfende Kritik zu üben. Vielmehr möchte ich ein Scherflein dazu beitragen, dass in der zu erwartenden neuen Auflage in bestimmten Punkten der Verfasser mit berichtigenden Aenderungen dem Fortschritt der wissenschaftlichen Erkenntniss, zu dem er selbst so viel beigetragen hat, auch weiterhin Rechnung trage. Einige gute Bemerkungen finden sich bei Weinhold, die deutschen Frauen im M—A, 2. Auflage I. S. 272; doch giebt auch er noch zu viel auf ausländische Quellen.

es sich allmählich umgestalten muss, uns um vieles verständlicher und sympathischer werden, als es jetzt der Fall ist. Gewiss wird es auch dann an tiefen Schatten nicht fehlen und vielleicht ist auch zuzugeben, dass das Leben des deutschen Ritters um die Wende des 13. Jahrhunderts minder poetisch gewesen ist als das seiner romanischen Standesgenossen, aber es entschädigt dann doch durch Natürlichkeit, Biederkeit und Innerlickeit.

Es scheint ein weiter Umweg, den ich genommen habe, um auf Ulrich von Lichtenstein zu kommen und doch hängt die bisherige Ausführung nahe mit dem Thema zusammen. Mit meiner Auffassung vom Frauendienst nämlich scheint der einzige ausführliche und authentische Bericht, den wir von dem Minneleben eines deutschen Ritters jener Zeit haben, in unlösbarem Widerspruch zu stehen. Ist doch in diesem die Pnantastik des Frauendienstes auf die Spitze getrieben und scheint jeder Tollheit fähig, die die heissblütige Leidenschaft eines Troubadours je ausgeheckt haben mag. In der That hat Ulrich von Lichtensteins Frauendienst den grössten Einfluss auf die herrschende Auffassung ausgeübt. Zwar hat der Dichter sein Werk erst um 1255, also zu einer Zeit gedichtet, in der die Entartung der deutschen Ritterschaft sich schon stark genug fühlbar macht, wie er denn auch selbst, so sehr er sie beklagt, ein Bild dieser Entartung ist. Die Vorgänge aber, die er erzählt, das Abhacken des Fingers, die Venusfahrt und überhaupt sein ganzer erster Minnedienst fällt 20—30 Jahre früher. So ist es denn begreiflich, dass sein Werk, seitdem es bekannt wurde eine Hauptquelle für unsere Ansichten über den deutschen

Minnesang geworden ist. Der phantastische Zauber, der über dieser vielgeschmähten Erzählung liegt, verleugnet sich auch in den zahlreichen Nacherzählungen nicht, die dem Werk zu Theil geworden sind. Die ärgsten Streiche des steyrischen Ritters werden als charakteristische Proben sogar in den meisten Litteraturgeschichten einer Erwähnung gewürdigt. Während somit Ulrichs Werk in seinen Grundzügen allgemein bekannt geworden ist, hat es eine zusammenhängende kritische Prüfung bis jetzt nicht erfahren. Bei der einschneidenden Wichtigkeit des Werkes ist eine solche aber ein dringendes Bedürfniss.

Ulrich selbst nimmt für seine Erzählung vollen Glauben in Anspruch. Er hebt sie (Lachmanns Ausgabe 2,29) in Gottes Namen an und versichert, er habe das Lügen daran verschworen. Auch macht seine Erzählungsweise einen so treuherzigen Eindruck, dass von den meisten Forschern wie z. B. dem verdienstvollen neuesten Herausgeber Bechstein in seine Wahrheitsliebe kein Zweifel gesetzt wird; nur unbewusste Irrthümer, Verwechselungen, allenfalls auch Uebertreibungen lässt man gelten. Skeptischer äussert sich jedoch Wilmans (A f d A VII, 273), indem er zwischen den Kampfscenen und den Liebesgeschichten unterscheidet; nur letzteren spricht er Glaubwürdigkeit ab und erklärt sie für Unterhaltungsstoff, doch ohne seine Meinung näher zu begründen. Eingehender hat, soviel mir bekannt ist, den kritischen Standpunkt bis jetzt nur Anton Schönbach (Z f d A XXVI) vertreten, der wenigstens auf die Besuchsscene näher eingeht, aber es kaum für möglich hält, Wahrheit und Dichtung im Frauendienst zu sondern (S. 305). Der Versuch, den ich gleichwohl den

Fachgenossen vorzulegen wage, ist nicht etwa unter dem Einfluss meiner Auffassung von der Kultur des deutschen Mittelalters entstanden, sondern die Hauptresultate standen mir schon lange fest und haben ihrerseits mitgeholfen, jene Auffassung in mir hervorzurufen. Wenn ich dennoch irre, so ist es wenigstens nicht irgend eine Tendenz, die mich verblendet hat.

Dankbar würde ich es empfinden, wenn die Verfasser etwaiger Beurtheilungen, mögen dieselben nun zustimmend oder verwerfend, freundlich oder ironisch gehalten sein, mir direkt oder durch den Verleger einen Abzug zuwenden wollten. An meinem Wohnort sind Kritiken meist schwer oder gar nicht zu erreichen und doch möchte ich in diesem Falle ihrer für den angekündigten Aufsatz über den ritterlichen Frauendienst bedürfen.

Düren, 1. Juli 1888.

Reinhold Becker.

1. Die Kampfesschilderungen.

Ulrich von Lichtenstein hat in ritterlichen Uebungen jedenfalls Hervorragendes geleistet. Die Erzählungen seines Frauendienstes, welche zum guten Teil mit Schilderungen von Kämpfen aller Art angefüllt sind, können in der Hauptsache nicht erfunden sein. Die meisten seiner Kampfgenossen sind urkundlich bezeugt und lebten zum Teil noch zur Zeit, da er sein Werk verfasste, die Artusspiele des Jahres 1240 lagen erst 16 Jahre hinter ihm und wenn auch seit dem Venuszug schon mehr als 30 Jahre verflossen waren, so war dieser doch ein so auffallender Vorgang, dass der Dichter nicht hätte wagen können, ihn völlig zu erfinden. In diesen Schilderungen tritt aber auch eine Mannigfaltigkeit und Anschaulichkeit zu Tage, wie sie nur ein ganz erfahrener und erprobter Ritter haben konnte. Vielleicht der beste Beweis aber, dass sein Herz neben der Minne vor allem an dem Waffendienst seine Freude hatte, besteht darin, dass wir von ihm zwei Kampfeslieder haben — *ûzreisen* nennt er sie — (bei Lachmann, 403,25 und 456,25). So viele ritterliche Sänger fröhlich das Schwert geschwungen haben mögen, keiner hat ausser diesem einen daran gedacht, der Kampfesfreude ein frisches Lied zu

widmen. Daneben ist dann auch durch den Bericht des Reimchronisten Ottokar bezeugt, dass Ulrich wie im Rathe so im Kriege hohes Ansehen genoss.

Mit Recht hat unter diesen Umständen Wilmanns angenommen, dass dem Teil des Frauendienstes, der sich auf dem Kampfplatz abspielt, grössere Treue eigen ist, als den Erzählungen seiner Minneabenteuer. Ulrich brauchte auf diesem Gebiete weniger zu erfinden, um stark hervorzutreten. Aber die Einzelheiten seiner Erzählungen werden damit nicht verbürgt. Je weiter die Kämpfe zurückliegen, um so unsicherer wird namentlich auch die Kontrolle, welche seine Zeitgenossen üben konnten. Ulrich erzählt 12,30, er habe im Sommer 1222 allein 12 Turneie mitgemacht. Bei einer so massenhaften Häufung der Kampfspiele kann diese Kontrolle sich nur auf die hervorstechendsten Züge beziehen und wenigstens für die ältere Zeit ist der Erfindungslust des Dichters vieles freigegeben. Es ist also auch hier nöthig, die Frage aufzuwerfen, ob die Thatsachen nicht mit Erfindungen aufgeputzt sind. Eine sichere Scheidung zwischen beiden ist freilich sehr erschwert, weil nicht wie bei dem Minnedienst die Erzählung durch die eingelegten Lieder und Büchlein kontrollirt wird. Man kann daher mehrfach über Vermuthungen nicht hinauskommen.

Die erheblichsten Bedenken richten sich gleich gegen die erste Kampfesschilderung, die Aventiure von dem Turnei zu Friesach. Es will nicht viel bedeuten, ist aber doch erwähnungswerth, dass nach Kummers Nachweis Hertnid v. Wildonie, der bei Ulrich 66,15 genannt wird, zur Zeit des Turneies schon gestorben war. Dagegen ist

es sehr auffallend, dass die Fehde des Herzogs von Kärnthen mit dem Markgrafen von Istrien, deren Beilegung nach Ulrichs Bericht den Anlass zur Friesacher Zusammenkunft gab, bis jetzt noch jeder historischen Beglaubigung entbehrt. Bechstein, Einleitung S. XXIV, fragt sich daher, ob Ulrich diese Geschichte etwa rein erfunden habe. Zwar die Schilderung des Turniers sei so frisch, dass sie kein Phantasiegebilde sein könne, aber es sei wohl möglich, dass der Dichter sich in den Motiven der Zusammenkunft geirrt habe.

Diese Möglichkeit ist von vorn herein durchaus glaubhaft; nur scheint mir, wenn Ulrichs Erzählung in wesentlichen Punkten falsch ist, so liegt hier nicht ein Irrthum, sondern eine absichtliche Fälschung vor. Verwechselungen können doch nur stattfinden, wo Vorgänge in ihren Grundzügen ähnlich sind. Hier greift aber der Anlass der Zusammenkunft so tief in die Erzählung ein, der Vorgang ist so eigenartig, dass ein Irrthum nicht wohl stattfinden konnte. Alle Landesherren von der Donau bis zur Adria und 10 Bischöfe sind zusammengekommen, um einen politischen Zwist beizulegen und diese ganze erlauchte Gesellschaft muss 10 Tage lang ihre ernsten Geschäfte aufschieben, weil die Lust der Ritter am Forestieren zu gross ist, so dass man für die Abwicklung der Geschäfte die nöthigen Leute nicht zusammenbekommt! Schliesslich fasst die Bischöfe allgemeiner Unwille und auch die Fürsten wissen sich aus der Verlegenheit nicht anders zu helfen, als dass sie, um die Kampfeslust ihrer Leute zu stillen, einen allgemeinen Turnei veranstalten und so entsteht dieser ganz unverhofft und unvorbereitet. Das ist ein so unglaublicher Vorgang, dass, wenn die Laune des Zufalls

ihn doch einmal zuliess, er sich sicher nicht wiederholte, also auch nicht verwechselt werden konnte. Ist also die Veranlassung des Turneis erweislich falsch dargestellt, so muss der Dichter die Thatsachen absichtlich entstellt haben.

Unser Misstrauen wird noch gesteigert, wenn wir sehen, dass Ulrich nichts weniger als ein naiver Erzähler ist, der chronikartig darstellt, was ihm an seinen Erlebnissen besonders merkwürdig erscheint, sondern dass sein Frauendienst mit kluger Berechnung komponiert ist. Er wird wohl keine glänzenderen Ritterspiele erlebt haben als bei der Hochzeit zu Wien, wonach 11,21 5000 Ritter versammelt waren. Er geht achtlos daran vorbei ebenso wie an zahlreichen andern Spielen, an denen er sonst theilgenommen hat. Zuerst führt er seinen Minnedienst bis dahin fort, wo die Dame trotz einer starken Probe seiner Ergebenheit, dem Lippenschneiden und den sich anschliessenden Verhandlungen, ihn bestimmt abgewiesen hat. 60, 29: *swer muotet, daz er niht ensol, der hât im selb versaget wol.* Nun sagt er sich: um die Gunst der Dame zu gewinnen, giebt es nur noch ein Mittel, nämlich Auszeichnung im Waffendienst, 62, 11: *ich wil den lîp und ouch daz guot durch si wâgen, dêst mîn muot.* Ulrich braucht also jetzt für seine Erzählung einen Vorgang, der ihn in ein möglichst glänzendes Licht stellt und derselbe stellt sich denn auch schleunigst ein. Nicht nur dass auf seine Einladung Hunderte von Rittern nach Friesach zum Forestieren zusammenkommen, mittelbar geben die jungen Herrn, die dort auf der Haide das Speerbrechen nicht lassen können, durch ihren überschiessenden Kampfesmuth den Anlass zu dem glänzenden Turnei. Man sieht,

in den Zusammenhang des Gedichtes passt der an sich unbegreifliche Vorgang ausgezeichnet.

Zu diesen allgemeineren Bedenken, dass die Fehde nicht bezeugt ist und dass nach der Komposition des Werkes ein solcher Vorgang nöthig war, kommt nun noch eine ganze Reihe einzelner Verdachtmomente. Es ist mir nicht möglich daran zu glauben, dass die Fürsten bei ernstlichem Willen nicht die nöthigen Theilnehmer für die Verhandlungen gefunden hätten, wie es doch Leopold von Oesterreich 78,20 ausspricht: *ich kan si bringen nicht derzuo, die ich dâ bî doch haben sol.* Die Fürsten waren ja doch mit grossen Schaaren von Ministerialen angeritten, die im Angesicht ernster Geschäfte gar nicht in der Lage waren zum Verdruss ihrer Herren dem Vergnügen nachzugehen. Dieser Zug scheint vielmehr erfunden, um der Tendenz des ganzen Abschnittes gemäss die unbändige Kampfeslust recht deutlich darzustellen.

Sodann fällt auf, dass zu dem friedlichen Geschäft der Sühne und allenfalls zum Forestieren die Herren so grosse Schaaren von Rittern mitbringen. Da reitet v. Küenringe mit 31 auf (67,18), v. Orte mit 36 (81,21), v. Lengenbach mit 22 (80,10) und was sollte gar den Grafen von Liebenau bewogen haben, aus weiter Ferne, aus Bayern und Franken, mit 25 Rittern (81,10) das kleine steyrische Landstädtchen aufzusuchen? Bei der Sühne hatte er als Fernstehender jedenfalls nichts zu thun und zum Forestieren, das ein Zweikampf mit Speeren war, konnte ihm die Masse seiner Ritter nichts helfen. Der Herr aber hatte für seine Leute aufzukommen; die Kosten, welche die weite Entfernung und der standesgemässe Aufzug verursachten, waren

sicher so gross, dass man sie nicht ohne Zweck auf sich lud. Anders als beim Forestieren war es beim Turnei. Da hatte ein Herr, wenn er mit vielen Rittern kam, Aussicht Rottenführer zu werden und es lohnte wenigstens die Ehre für die Ausgaben. Uebrigens führt auch eine Bemerkung Ulrichs zu dem Schluss, dass keineswegs im Anfang schon alle 600 Ritter, wie er (68,12) es darstellt, versammelt waren und 10 Tage lang (77,9) sich meist mit Forestieren die Zeit vertrieben. Er fand nach 73,12 als grüner Ritter auf dem Kampfplatz nur *wol hundert ritter oder mê.* Somit wird man unwillkürlich zu der Annahme gedrängt, dass die Masse der 600 Ritter erst zu einem beabsichtigten Turnei zusammenkam, dem aber ein gut besuchtes Foreisspiel vorausging.

Dasselbe ergiebt sich aus der Bemerkung 79,30: *Daz was der markgrâf Diepolt. Der het dar wan zwelf ritter brâht: die heten ûf gewin gedâht.* Auf einem Stechen oder Forestieren war nicht viel Gewinn zu machen. Zwar stach man nach 70,28 angeblich auch um Gut und nach 70,19 ist gar mancher vom Pferd abgestochen worden, aber diese ganze Schilderung ist augenscheinlich im Interesse einer satteren Färbung poetisch ausgeschmückt und übertrieben, ebenso wie die Schilderung der Kleiderpracht 79,14. Verhältnissmässig selten kam es beim Stechen vor, dass ein Mann geworfen wurde. Erwähnt es doch Ulrich als etwas Besonderes, dass er in dem turneireichen Sommer 1223 einen Ritter abwarf, 43,13: *Der sumers mir sô wol geschach, daz ich ze rehter Tjoste stach einen werden ritter nider: des dancte mir mîn frowe sider.* Ihre Gewinnsucht konnten

Diepolds Ritter also nur auf einem Turnei zu befriedigen hoffen.

Zu unmöglichen Verhältnissen führen endlich Ulrichs Zeitangaben. Das Stechen soll 10 Tage gedauert haben, von einem Mittwoch bis zum Freitag der folgenden Woche. An diesem Tag entschliessen sich die Fürsten, dem Vorgang ein Ende zu machen, indem sie für den nächsten Montag den Turnei ansagen. Darauf ist nun aber nach Ulrichs Darstellung die Ritterschaft nicht eingerichtet und so beginnt denn für die Hunderte von Rittern eine gewaltige Schneiderei 79,14:

sâ mit pfelle, paldekîn,
zobel, härmîn, zendâl,
des sneit man dâ vil âne zal.
Silber, golt, vil wol geleit,
ûf zendâl da maneger sneit.
swer des alles niht moht hân,
den sach man snîden pukerân.

Das alles soll am Samstag und Sonntag in dem kleinen steyrischen Städtchen geschehen sein und es sind natürlich auch gleich die Stoffe bei der Hand. In der Dichtung macht sich dergleichen ja ganz gut, aber für Wirklichkeit darf man es nicht ausgeben.

Die gefundenen Anstösse beziehen sich ausnahmslos auf die Veranlassung des Turneis. Diese muss meines Erachtens, wie Ulrich sie erzählt, als ungeschichtlich und zwar mit kluger Absicht erfunden betrachtet werden. Wie steht es nun aber mit dem Turnei selbst? Für Ulrichs Glaubwürdigkeit möchte ich nicht ins Feld führen 76,23: *durch zuht ich gib des schuldic mich, ez tet dâ maniger baz denn ich,* wozu Bechstein bemerkt:

Diese Bescheidenheit Ulrichs spricht für seine Wahrheitsliebe. Ist denn das so bescheiden, wenn man mit ausdrücklicher Berufung auf die gute Sitte zugesteht, dass andere mehr geleistet haben? Darin liegt doch die Andeutung: in Wirklichkeit war ich doch der beste. Wer den Humor in den Uebertreibungen unseres Dichters verkennt, könnte in den angeführten Worten eher ein Prunken mit seiner Bescheidenheit sehen. Jedenfalls versteht er es meisterlich, ohne unmittelbares Selbstlob sich auf Umwegen auf das allerstärkste herauszustreichen. Am augenscheinlichsten tritt das am Schluss der Venusfahrt hervor 291, 1 f, wo der Domvogt v. Lengenbach und andere Ritter sich mit Ulrichs Kämmerer unterhalten und in den Tönen höchster Bewunderung den Ritter und seine einzig dastehende Fahrt preisen. So ist es auch hier. Während er hier aus Zucht sich nicht über die anderen erheben will, theilt er doch 109, 7 f den Brief der Niftel mit, die ihm dem Preis der Tapferkeit zuspricht. Wir brauchen also für die Thatsächlichkeit von Ulrichs Bericht andere Stützen als seine angebliche Bescheidenheit.

Da möchte man denn zunächst an den eben erwähnten Brief der Niftel denken. Aber hier hebt Bechstein mit Recht die auffallende Aehnlichkeit des Stils mit dem Ulrichs hervor, auf Grund deren er dessen Beihülfe annehmen möchte. Von da bis zur Annahme, dass der Brief ebenso wie die Antwort 101, 17 für die besonderen Zwecke seiner Erzählung nachträglich erdichtet worden sei, ist nicht weit und diese Annahme wird sich uns später als richtig erweisen.

Trotzdem also auch diese Stütze wankt, zweifle ich an der wesentlichen Richtigkeit der Schilderung des Turneis

nicht. Ulrich nämlich ist überall in seinen Erfindungen, auch wo er wie beim Besuch auf der Burg breit malt, durchaus kein Pedant und kümmert sich um die genaue Uebereinstimmung seiner Erfindungen sehr wenig. So viel Anstösse nun wir bei der Vorgeschichte des Turneis gefunden haben, dieser selbst klappt in der sorgfältig ausgerechneten Verteilung der Kämpfer und dem Eingreifen der Rotten — vergl. mein Programm über ritterliche Waffenspiele nach U. v. L., Düren 1887 — in allen Punkten so gut, wie es in einer erfundenen Schilderung nicht möglich wäre, zumal bei einem Dichter von Ulrichs Art. Auch ist es wohl begreiflich, dass demselben gerade dieser Turnei besonders gut im Gedächtnis bleiben mochte. Uebersteigt doch von den Wiener Hofspielen abgesehen keiner der im Frauendienst erwähnten Turneie auch nur die Hälfte der 600 Kämpfer, die sich zu Friesach eingefunden haben und die Menge der teilnehmenden Fürsten und Grafen giebt demselben noch einen besondern Glanz. Mag daher auch in Nebenpunkten ein Gedächtnisfehler unterlaufen wie die Nennung jenes Hertnid von Wildonie oder der Irrtum im Vornamen des Bischofs von Passau (Bechstein S. 89), in allem Wesentlichen ist die Treue des Berichtes mir nicht zweifelhaft.

Ulrich hat sich demnach, wenn unsere bisherigen Ausführungen richtig sind, damit begnügt, die Vorgeschichte des Turneis zu ändern, ihn in unmittelbare Beziehung mit dem vorausgehenden Foreisspiel zu setzen. In Wirklichkeit werden die Herren in Friesach von vornherein zum Zweck eines Turneis zusammengekommen sein. Diese einfache und naturgemässe Annahme erklärt die grossen Zahlen der von den Herren mitgebrachten Ritter, ihre

Hoffnung sich zu bereichern, beseitigt das Märchen von der grossen Schneiderei und vor allem die Unbotmässigkeit der kampflustigen Ritter den Fürsten gegenüber; so erklärt es sich denn auch, dass sich in der Geschichte keine Spur von einer solchen Fehde erhalten hat, welche die friesacher Zusammenkunft nöthig gemacht hätte. Daneben mag es immerhin noch bestehen, dass dem Turnei ein von den Gebrüdern Lichtenstein angesagtes Foreissspiel vorausging. Ulrich verleiht diesem aber einen erborgten Glanz, wenn er die Dinge so darstellt, als ob die ganze Schaar von Rittern schon zum Foreissspiel zusammengekommen sei und der Turnei sich aus ihm entwickelt habe. Die ganze Erfindung soll offenbar ihm den Ruhm sichern, diesen grossen und merkwürdigen Turnei mittelbar veranlasst zu haben. Die beiden andern Turneie, die einer eingehenderen Erzählung für würdig erachtet werden, der zu Neuburg 293,1 und der zu Neustadt 494 f. sind unmittelbar von ihm angesagt. Das war für Friesach, wo neben zahlreichen Fürsten und Grafen der eigene Landesherr sich einfindet, dem jungen Ministerialen nicht gut möglich. Daher hilft er sich hier, indem er für die Zusammenkunft einen andern Anlass erfindet; nachdem die Herren einmal zusammen sind, macht es seinen Fabuliertalent wenig Mühe, die Dinge so zu wenden, dass er doch als der eigentliche Urheber des ganzen Spiels erscheint. Welches Behagen er aber an seiner Erfindung hat, das sieht man aus der breiten Ausmalung des Verdrusses, den 77,17 f die Fürsten und Bischöfe über die Verhinderung ihrer Geschäfte äussern.

Während sich in diesem Fall ein fester Kern entdecken lässt, scheint die Hintertreibung eines 2. Turneies zu

Friesach 115,1 f eine reine Fabel zu sein. Die Kämpfer sind nach der Erzählung bereits getheilt, als Ulrich hinzukommt. Da er wegen eines wunden Fingers nicht selber mitkämpfen kann, beschliesst er insgeheim den Turnei zu vereiteln und setzt deshalb einige Kleinode als Preis einer ungenannten Dame aus. Von Preisen findet sich sonst bei ihm keine Andeutung. Wenn er, der Tapfersten einer, je einen solchen erhalten hätte, so hätte er es, wie man nach der Tendenz seines Werkes erwarten muss, sicher nicht verschwiegen. Ein Damenpreis aber wäre ein doppelt aussergewöhnlicher Vorgang gewesen. Seltsam genug glauben die Ritter der erlogenen Botschaft blindlings. Vollends versteht man nicht, warum sie nun die bereits vollzogene Theilung umstossen. Bei der neuen Theilung entsteht dann ein Streit, so dass der Turnei gar zergeht. Und diese sonderbare Folge der Ereignisse will Ulrich vorhergesehen haben, denn das war ja der Grund, weshalb er den Preis aussetzte! Unter diesen Umständen ist es mir durchaus wahrscheinlich, dass die ganze Geschichte nichts als ein romanhafter Scherz ist, der den Dichter in einer neuen und zwar der entgegengesetzten Beleuchtung zeigen soll, wie bei dem ersten Friesacher Turnei.

Dass die Königsreise nicht erfunden werden konnte, ist schon oben anerkannt. Auffallend und mit der Erzählung schlecht zu reimen ist aber die Angabe 116,15: *man macht mir ouch wol hundert sper*. Sollte sich der Dichter, der nach 291,10 im Ganzen 307 Speere verstochen haben will, den in Wirklichkeit kleineren Zug

erst unter der Hand so breit ausgesponnen haben? Immerhin kann man aber auch als möglich gelten lassen, dass in Wirklichkeit sein Zug viel grössere Erfolge hatte, als er von vornherein selbst angenommen hatte. Jedoch zeigt sich in einem andern Fall recht auffällig, wie sorglos Ulrich an den Thatsachen ändert, wenn es ihm gerade passend erscheint. In die Erzählung ist S. 162,21 der ausführliche Brief eingelegt, in dem die Königin Venus der Ritterschaft von der Adria bis zum Böhmer Land ihre Fahrt anzeigt. Es ist kein Grund, an der Echtheit des Schriftstückes zu zweifeln. Eine derartige Anzeige war nöthig, denn man musste doch wissen, wann und wo man Gelegenheit hatte, das Ringlein der Frau Königin zu erwerben. Auch die Ausführung entspricht genau dem Ausschreiben. In demselben aber ist auf den achten Tag nach Beendigung der Fahrt ein Turnei zu Neuburg angesagt, offenbar als krönender Abschluss der Fahrt, wie ja auch die Artusreise in einem Turnei ausläuft. Es passt nun Ulrich hinterher in die Entwicklung seines Minnedienstes, diesen Turnei als einen späteren Entschluss darzustellen, den er unter Beirath seines Liebesboten zu Wien fasst 254,25 f., 255,25 f. Es fällt ihm aber nicht ein, nun das Ausschreiben entsprechend umzugestalten, sondern er lässt den klaffenden Widerspruch sorglos bestehen und motivirt in der Erzählung den erdichteten nachträglichen Beschluss mit derselben Biedermannsmiene, wie alle anderen Erfindungen. Dass hier dem Ausschreiben die grössere Glaubwürdigkeit zukommt, braucht wohl nicht erst erwiesen zu werden.

Wenn nun aber auch die Venusfahrt dem Ausschreiben gemäss wird verlaufen sein,[1]) so ist damit freilich nicht ausgeschlossen, dass im einzelnen vielfach die Farben zu stark aufgetragen sind. Besonders malt Ulrich mit derbem Pinsel die Erlebnisse in Italien. Da führt Herr Mathie auf dem Helm ein Frauenkleinod 186,28: *ein schapel, daz gap liehten schîn. von golde und ouch von perlîn lieht waz ez gemacht: „ich liug iu niht“* setzt er naiv hinzu. Auch die Rüstung des Grafen Meinhard ist auffallend glänzend und die Krone des Löwen auf dem Schild ist voll edler Steine 171,10. Wenn der Dichter sodann 177,25 versichert: *ir sült für wâr gelouben daz, fünf hundert ritter oder baz dâ ûf den buhurt wâren komen*, so macht seine Betheuerung die grosse Anzahl nicht glaublicher. Noch unwahrscheinlicher ist, dass am Morgen zu Treviso 200 vornehme Frauen gekommen seien, um ihn zur Kirche zu geleiten 175,20, dass eine Gräfin ihm die Schleppe trug und ihm, obwohl sie unter der Königinkleidung den Mann wahrnimmt, beim Paze den Mund zum Kusse bietet. Ulrich liebt es bei der Flüchtigkeit seines

---

Anm. 1. Bechsteins Bemerkung zu 222,2 f., der zweitägige Besuch Ulrichs bei seiner Frau stimme nicht zu der Reisedisposition, beruht wohl auf einem Versehen. Am 19. Tage kam Ulrich, wie es vorher angekündigt war, nach Glocknitz und ritt gleich weiter zu seiner Frau; bei ihr blieb er am folgenden, wo Rast in Glocknitz angesagt war, und stiess am dritten morgens, als es nach Neukirchen weiter gehen sollte, wieder zu seinen Leuten. Ich kann hier zwischen dem Brief und der Ausführung keinen Widerspruch finden.

Arbeitens und vielleicht auch der Schwäche seiner Erfindungskraft, dankbare Motive, wie sie ihm das Leben oder sein Sinnen einmal geboten hatte, zu wiederholen, z. B. die Verwundung des Pferdes 174,29 und 245,22, die Minnenot während der Messe 33,15 und 280,17, das Niederknien vor dem Boten 241,17 und 325,25. So wird denn auch der Scherz beim Paze das Gegenstück jenes anderen zu Velsberg sein 283,6 f., der verläuft, wie man es erwarten muss. Während in Velsberg die Damen der verdächtigen Königin lachend den Kuss verweigern, braucht er sich, wenn dieselbe Geschichte in Italien spielt, natürlich keinen Zwang aufzuerlegen.

Auf die in die Venusfahrt eingeschobenen Frauenbotschaften gehe ich hier nicht ein. Auch die Einzelheiten, welche bei den Kampfscenen auffallen, lassen sich kurz erledigen. Ueber die verdächtige Zahl von 43 gebrochenen Speeren, die er sich 272,10 f. mit nachdrücklicher Beteuerung zuschreibt, vergl. mein Programm S. 22. Ebendort habe ich S. 19 bereits hervorgehoben, dass das märchenhafte Ungeschick des Herrn Wülfing v. Horschendorf, welcher 226,20 dreimal und 245,18 gar 10mal fehlstösst, jedenfalls ein Scherz ist, mit dem vielleicht ein bekannter Pechvogel dieses Namens geneckt werden soll; möglicherweise ist aber auch der Mann ganz erfunden. Nicht bloss ist an sich unglaublich, dass Ulrich gegen einen solchen Menschen 13mal angeritten wäre, sondern die Schalkhaftigkeit des Erzählers verräth sich auch in der Steigerung, dass er zum letzten Mal wohl trifft, aber den Kopf von Ulrichs Pferd. Die Wirkung der trockenen Komik verstärkt es, dass 226,16 besonders

betont wird: *dô kom gein mir der schanden bar, von Horschendorf mîn her Wülfinc, vil ritterlîchen ûf den rinc*, ebenso wie die zweimalige Betonung seiner Biederkeit 245,13 und v. 24. Es kommt, um die Unglaubwürdigkeit des Vorgangs zu erweisen, noch dazu, dass sonst überall das Ringlein der Frau Königin thatsächlich durch das erste Fehlen verscherzt wird — natürlich genug, denn wenn man den Versuch wiederholen konnte, hätte ausser dem fabulosen Herrn v. Horschendorf ja jeder das Ringlein erwerben müssen. Die selbstverständliche Voraussetzung aber wird 245,15 ausdrücklich aufgegeben, um ein komisches Licht in die Erzählung spielen zu lassen.

Verdächtig ist auch, dass beiden Brüdern v. Buches 207,14, deren Geiz Ulrich so unsympathisch ist, wegen Vorbeistossens das Ringlein entgeht. Es sieht das wie eine durch die poetische Gerechtigkeit diktirte Strafe aus.

Endlich sei noch auf die Uebertreibung 286,1 f. hingewiesen. Wenn oft drei gegen ihn geritten wären, müsste er bei 16 verstochenen Speeren mehr als 19 Ringlein (288,11) zu vertheilen haben.

Bei der dritten Gruppe von Kampfesschilderungen, den Artusspielen zu Neustadt, lassen sich Erfindungen des Dichters nicht nachweisen. Ulrich tritt in denselben als Kämpfer nicht so beherrschend in den Vordergrund, auch ist die Erzählung summarischer, vielleicht weil die Nähe der Ereignisse einer poetischen Ausschmückung hinderlich war, vielleicht auch, weil er schon früher eine Masse Tjoste beschrieben hatte. (493,11.)

Aus den gegebenen Nachweisen geht, wie mir scheint, hervor, dass Ulrichs Erfindungen auf dem Gebiete der Waffenspiele zwar nicht tief in die Erzählung eingreifen, dass er aber auch hier weit davon entfernt ist, sich streng an die Thatsachen zu halten, sondern aus verschiedenen Motiven sich die Dinge zurechtlegt, wie es ihm behagt.

---

2. Kinderliebe, Lippenschneiden und erste Annäherung.

Eine beträchtliche Anzahl von Minnesingern versichert, sie hätten die Dame ihrer Wahl von Kindheit her geliebt und Wolframs Titurel bot eine glänzende Verherrlichung einer solchen Kinderliebe. Da Ulrich bei seinen Erfindungen sich einmal wenigstens zweifellos durch litterarische Reminiszenzen bestimmen lässt, nämlich in der Besuchsscene, so liegt es nahe auch hier derartiges zu vermuthen. Eine treu bewahrte Kinderliebe macht sich ja so hübsch romantisch, sie giebt auch eine doppelte Anwartschaft auf Erhörung, und wie kann man nicht mit ihr Staat machen. Das alles passt zu Ulrichs Art ausgezeichnet. Gleichwohl stehen wir hier auf festem Boden.

Dass er in Jugendjahren bei der Dame Page gewesen ist, ergiebt sich aus der Uebereinstimmung der Erzählung mit der Bemerkung des ersten Büchleins 46,23: *sît daz ich her von kinde ir knecht bin gewesen, sô hât si reht, daz si mich lâze ir ritter sîn* (vergl. 12,11 und 20,32). Von einem Dienen des verliebten Pagen ist freilich nicht wie in der Erzählung die Rede, vielmehr

wird ausdrücklich mehrfach hervorgehoben, dass der Dienst erst mit den waffenfähigen Jahren begann. So im Lied 58,12:

dô ich êrste sin gewan
dô riet mir daz herze mîn
ob ich iemer wurd ein man,
sô solt ich ir ze dienste sîn.
nu ist komen mir diu zît daz
ich ir dienen sol.

Darnach hatte ihn also die Minne schon früher erfasst, als er ihr diente. Für den Anfang des Dienstes führt zu demselben Resultat das Lied 424,15, das im Winter 1231—32 gedichtet ist:

ich hân ir driu zehen jâr
gedienet sunder wenken gar.

Man wird somit auf das Jahr 1218—19 zurückgeführt, also auf die Zeit, wo er *in knechtes wîs* hier und da zu turnieren begann. Der kindische Minnedienst ist also eine romantische Zuthat des Erzählers. Dass es aber doch mit der frühen Minne selbst seine Richtigkeit hat, ergiebt sich ausser 58,12 noch von anderer Seite her. Ulrich hat nämlich die Dame nach 11,29 f seit seiner Pagenzeit nicht gesehen bis zur Wiener Hochzeit 1222, auf der er zum Ritter geschlagen wurde. Wenn er nun gleichwohl nach 424,15 und der Erzählung 10,13 ihr bereits 3 Jahre als Edelknecht mit Ritterschaft diente, so muss ihm allerdings das Bild der Dame von seine Pagenzeit her noch vorgeschwebt haben. Die Kinderliebe ist also nicht erfunden; sie ist übrigens auch nichts Unverständliches, denn Liebeleien in jugendlichem

Alter sind überhaupt nicht bloss zur Zeit des Minnesanges vorgekommen.

Für die Einzelheiten dieser Kinderliebe ist damit freilich nichts bewiesen, im Gegentheil ist wegen des sichtbaren Bestrebens, die Sache aufzubauschen alles verdächtig und unsicher. Während in den Büchlein und Liedern der Liebesdienst ausdrücklich erst später beginnt, ist er in der Erzählung von seiner Kindheit möglichst stark in den Vordergrund gerückt. Nicht bloss Ulrich selber dient, sondern er fürchtet auch, dass ihm die andern Edelknappen in dieser Beziehung den Rang ablaufen 6,21 f. Noch deutlicher tritt das Bedürfniss dichterischer Ausschmückung darin hervor, dass bei dem halbwüchsigen Knaben Herz und Leib sich über diese Minne unterhalten und letzterer fürchtet, bei einer so hochgeborenen Frau möge der Dienst verloren sein 5,28. Vielleicht gehört auch das vielberufene Trinken des Wassers, in dem die Dame sich die Hände nach dem Mahle netzte, zu diesen Ausschmückungen. Sicher aber ist hier nur das eine, dass alle Details unsicher sind.

Ulrichs Neigung zum bewussten Komponieren, wie wir sie beim Friesacher Turnei beobachten konnten, tritt auch hier in voller Klarheit hervor. Die Schwierigkeit seines Unternehmens wird von allen Seiten nachdrücklich hervorgehoben. Zuerst räth der Leib von hoher Minne ab 5,22, dann folgen die eindringlichen Mahnungen der Niftel 16,13, endlich die der Dame selbst 21,5, und diese sind die allerentschiedensten.

Diese Verarbeitung des thatsächlichen Inhaltes in kunstvoller Komposition zeigt sich auch im Folgenden. Die Dame hat nebenher erwähnt, es müsse doch jeder Frau

sein *ungefuoge stênter munt* leid sein. Als Ulrich das hört, ist sein Entschluss zur Operation sofort gefasst. Es folgt nun aber nicht ein einfacher thatsächlicher Bericht des Vorgangs, sondern alles ist auf den Effekt hergerichtet. Zuerst räth die Niftel ab 23,15: *leb als dich got hab heizen leben .... ob du daz tuost, dêst rehter muot.* Dann folgt der Diener der Dame 25,10: *got weiz wol, ir sît sinne bloz, daz ir iuch wâget sunder nôt.* Endlich sagt ihm der Chirurg, als er sich nicht binden lassen will 25,29: *und rüert ir iuch als umb ein hâr, ir nemt sîn schaden, daz ist wâr.* Als Ulrich dann mannhaft ausgehalten hat, rückt der Diener damit heraus, dass die Dame ihm die That nicht zugetraut hat 26,25: *si sprach alsô „er tuot sîn niht: mîn munt für wârheit dír des giht: ez diuht mich tumplîch gar getân, wold er sich alsô snîden lân.“* Wie bei der Operation so wird auch bei den nachfolgenden Leiden für die richtige Beleuchtung gesorgt. Auch hier herrscht Dreitheilung: Hunger, Durst, Geruch 27,29 f.

Ist das Lippenschneiden thatsächlich? Es ist an sich nicht undenkbar, dass ein eifriger Minnedieb wie Ulrich einen Schönheitsfehler, der seinen Erfolgen hinderlich zu beseitigen sucht. Die Sache ist auch unzweifelhaft, wenn der Brief der Dame an die Niftel 32,9 f authentisch sein sollte. Sie will nach demselben Ulrich sehen *„durch sînen munt, wie im der stê und durch anders niht.“* Diese Zusammenkunft wird in der Erzählung ausführlich beschrieben und durch das erste Büchlein, das sie eingehend bespricht, völlig gesichert (46,13 und 47,2). Die Operation Ulrichs und die weibliche Neugierde motivieren diese Begegnung ausgezeichnet. Gleichwohl sind

erhebliche Zweifel wegen des Lippenschneidens nicht abzuweisen. Dass im Büchlein oder den Liedern davon nie die Rede ist, schlage ich nicht an; denn man kann das gar nicht erwarten. Aber aus dem Bericht über die Begegnung wie aus dem Büchlein tritt uns ein ganz anderes Motiv entgegegen, das die Dame zur Gewährung der Zusammenkunft bestimmte, dasselbe, das später den Besuch auf der Burg erklärt; sie will durch ein vernünftiges Wort den unbequemen Liebhaber abkühlen und von sich ablenken 41,25. Augenscheinlich ist sie etwas älter als er und behandelt nun den Hitzkopf als Kind, worauf er denn in dem Büchlein 46,32 antwortet: *dunk abr ich si dar zuo krank von mînen tumben jungen tagen, daz ich die bürd niht müge getragen, als si vil guote mir verjach nâhest do ich si jungest sach* .... Für die Motivierung der Begegnung bedarf man also der Operation nicht. Die Abmahnung, die die Dame durch die Niftel ihm hat zukommen lassen, ist vergeblich gewesen; ja er hat das ziemlich verfängliche 2. Lied von der Nacht gesungen, die ihm nicht Freude giebt; 31,1:

vil gerne ich wolde
loben die naht, ergieng ez immer sô
daz ich ir solde
nâhen ligen diu mich nu tuot unvrô.

Das ist für eine gereifte Frau Anlass genug, den jungen Unverstand, für den als ihren ehemaligen Pagen sie immerhin ein gewisses Interesse hat (12,8), einmal selbst ins Gebet zu nehmen.

Es ist demnach falsch, was der Brief sagt, sie wolle ihn nur seines Mundes wegen sehen. Dieser Widerspruch

mit der eben nachgewiesenen eigentlichen Absicht der Dame ist auffallend, würde aber nicht ausreichen, die Echtheit des Briefes zu erschüttern, wenn nicht noch anderes hinzukäme. Aber auch die umschreibenden Bezeichnungen v. 12 *von dem hûse dâ ich alzân ûf bin*, v. 13 *hin ze dem hûse als du wol weist*, v. 14 *in dem market der bî dîr lît* sehen nicht aus, als ob sie von der Dame selbst geschrieben wären. In den wahren Bezeichnungen lag ja für sie nicht das geringste Verfängliche, denn der Diener, welcher den Brief überbrachte, wusste ohnehin, wo seine Herrin sich aufhielt und wie der Markt hiess, bei dem die Niftel wohnte. Die Bezeichnungen waren nur anstössig und verrätherisch, wenn Ulrich sie in seinem Frauendienst veröffentlichte. Der Brief, wie er uns vorliegt, ist also zum mindesten von dem Dichter redigirt, wenn nicht ganz erfunden; er kann also auch die Operation nicht verbürgen.

Was die Operation weiterhin verdächtigt, ist nicht bloss dss Element dichterischer Komposition, das wie ein Schleier über eine Thatsache geworfen sein könnte, sondern zunächst das Renommieren mit der Unsinnigkeit der That; Ulrich lässt dieselbe von 3 Seiten aus so beurteilen. Er hat selbst die klarste Vorstellung davon und reitet doch angeblich mit einem Scherzwort (24,29 *ich pin vil wol gesunt und wil mich machen gerne wunt*) der gefährlichen That entgegen. Wäre er ein Don Quichote, der in naiver Begeisterung Unsinniges unternimmt, so könnte man ihm auch dies wohl zutrauen. Er ist aber im Gegentheil trotz seiner Eitelkeit ein kluger und berechnender Mensch und dass er das auch schon in jungen Jahren war, beweist die Schlauheit, mit der er im ersten und dritten Büchlein

operirt. Dazu kommt, dass die Figur des Knechtes, der bei dem Vorgang eine Rolle spielt, augenscheinlich erfunden ist. Derselbe ist eine echte Romanfigur, die sich schleunigst einstellt, wenn man sie gerade braucht. Er ist als nicht ritterbürtig gedacht, denn er wird mit Du angeredet 24,27 und 27,5; gleichwohl verkehrt er mit dem vornehmen Herrn auf gleichem Fuss (25,10 *got weiz wol ir sît sinne blôz*), auch die Dame vertraut ihm in vertraulicher Rede ihre Zweifel an 26,25. Die Aufträge, welche ihm Ulrich nach der Operation angeblich an die Dame mitgiebt, hätten einem halbwegs gewitzten Menschen überhaupt verrathen müssen, für wen die That geschah. Endlich ist es aber auch eine baare Unmöglichkeit, dass nach der Operation, in Folge deren der Mund *groezer vil denn ein sleipal* 26,16 geschwoll, er mit dem Knecht hätte eine Unterredung führen können. Diese Figur ist also nur eine poetische Maschine und als solche das Vorspiel zu dem höfischen Knecht, der später sich zwar nicht für den Minnedienst, aber für den Roman Ulrichs so bequem und förderlich erwies. Nach alledem ist die Erzählung von der Operation wahrscheinlich eine Erfindung, die zeigen soll, dass der Ritter vor nichts zurückschreckt, dass er alle Hindernisse siegreich überwindet. Die Kette der Beweise ist nicht völlig geschlossen, aber wo in der Erzählung die Erfindungen so leicht emporspriessen wie bei Ulrich, da hat man für ihre Glaubwürdigkeit nicht die mindeste innere Gewähr.

In der nun folgenden Begegnung überwuchern wieder scherzhafte und ironische Erfindungen den einfachen Thatbestand. Die Art, wie die Dame geschildert wird — sie

reisst ihm eine Locke aus, weil er verzagt sei — steht mit allem im Widerspruch, was wir sonst an Glaubhaftem von ihr erfahren. Ihre Worte wie ihr Verhalten wären eine Verspottung, die zugleich eine Aufmunterung enthielte. In Wirklichkeit aber geht sie überall darauf aus, ihn in Schranken zu halten und womöglich ihn von sich wegzubringen, wie wir denn das auch als das eigentliche Motiv für ihre Gewährung der Begegnung kennen gelernt haben (vergl. 41,25; 46,32); sie zeigt sich zugleich überall aufs ängstlichste wegen der Gefahr einer Entdeckung besorgt, so nach Empfang des ersten Büchleins 56,24 f, 102,27, ja bei der Besprechung selbst ruft sie rasch einen Ritter herbei 42,17. Diese vornehme, zurückhaltende Dame kann dem verzagten Liebhaber nicht eine Locke ausreissen, zudem nicht, wenn ihr ganzes Gefolge umher steht; denn wie leicht konnte das bemerkt werden und eine Beziehung zwischen beiden, freilich eine der sonderbarsten Art, verrathen. Und ebenso wenig ist es bei Ulrichs Charakter glaubhaft, dass er nicht zu sprechen wagte. Auch hier zeigt sich die Absichtlichkeit der ganzen Anlage in der allmählichen Steigerung der Noth 34,17 f, 35,10 f, 36,17 f. Wem von dem grossen Gefolge hätte in Wirklichkeit dieser Liebhaber verborgen bleiben können, der an einem Tage 5mal in so schweren Gedankennöthen zu der Dame vor und ohne ein Wort zu sprechen wieder zurücktritt. Es handelt sich hier nicht um eine naive Uebertreibung, sondern der Dichter mischt offenbar karrikirende Züge ein, so ausser dem Lockenausreissen besonders beim ersten Anreiten 34,10 in der Schilderung des kecklichen Beginns und der Zaghaftigkeit, als die

Dame sich nach ihm umsieht, sodann in der Angabe, dass er beim dritten Vorritt wohl 10mal zum Sprechen ansetzt, ohne einen Ton hervorzubringen. Ulrich ironisirt hier durch keckes Auftragen in seiner eigenen Person die verzagten Liebhaber. Er kann das unbesorgt thun; seine Freunde kannten ihn jedenfalls genug, um zu wissen, was sie von solchen Erzählungen zu halten hatten. Auch hier ist also die Ausführung im einzelnen nicht zu halten, obgleich eine Unterredung thatsächlich stattgefunden hat.

Wenn vertrauensvolle Gemüther vielleicht geneigt sind, der Biedermannsmiene des Erzählers mehr Glauben zu schenken, als ich vermag, so muss dieser Glauben doch den Todesstoss erhalten bei dem, was unmittelbar nach der Unterredung berichtet wird 43,13 f.:

der sumers mir sô wol geschach
daz ich ze rechter Tjoste stach
einen werden ritter nider:
der dankte mir mîn frowe sider.

Diese Angabe steht mit der ganzen folgenden Erzählung in grellem Widerspruch. Ich erinnere nur an die Bitte, ihr Ritter sein zu dürfen 46,19, auf welche die Abweisung 60,25 erfolgt, auf die erneuerte Bitte 122,1, die noch schärfer 124,9 abgewiesen wird und an die vier Jahre später der Dame in den Mund gelegten Worte 376,29:

du weist vil wol, geselle mîn
daz ich noch nie den dienest sîn
wolt an mich für wâr genemen.

Trotzdem die Verhältnisse so völlig klar liegen, fügt der Dichter mit schlauem Augenblinzeln an unserer Stelle noch weiter hinzu 43,17:

ich sagt iu mîner saelden mêr
wan daz ich fürchte, der und der
sô spreche, ich rüeme mich ze vil;
dâ von ichs vil verswigen wil.

Als wenn er das Geringste zu verschweigen gehabt hätte! Im folgenden Winter dichtete er das erste Büchlein. Dasselbe knüpft mit 46,22 unmittelbar an die gehabte Unterredung an und beweist durch seinen Inhalt unwiderleglich, dass dem Dichter seither nicht die geringste Ermuthigung zu Teil geworden war. Wie behutsam und unsicher über den Erfolg ist da nicht seine Bitte, dass er ihr Ritter sein dürfe, wie ist er nicht bemüht, ihre früheren Einwendungen zu beseitigen 46,32, wie freut es ihn nicht, dass er wenigstens seine Gefühle hat aussprechen können, wenn auch leider viel zu kurz 46,14. Die ganze Andeutung von Dank und Gunsterweisung 43,13 f. ist also völlig aus der Luft gegriffen und zwar mit einer so naiven Unbekümmertheit um den Gegensatz, in dem sie zu dem unmittelbar folgenden Büchlein und der ganzen Entwicklung seines Minnedienstes steht, dass man annehmen muss, er habe in seiner schalkhaft ironischen Erzählerlust kaum Wert darauf gelegt, ob ihm seine Erfindungen geglaubt wurden oder nicht. Jedenfalls schien es ihm passend, dass nach dem Lippenschneiden und der Begegnung die Erzählung von einem Erfolg berichte. Die vorhandenen Gedichte der Erfindung gemäss umzuarbeiten mochte er sich wohl um so weniger die Mühe geben, weil sie manchem von ihnen von früher her bekannt gewesen sein mögen; sie einfach wegzulassen, gestattete ihm jedenfalls seine Autoreneitelkeit nicht.

Wenn nun auch Ulrichs Erfolg zweifellos erfunden ist, so scheint es doch, dass die Gewährung der Unterredung in ihm allerlei Hoffnungen erweckte, trotz ihres Widerstrebens mit der Zeit auch noch weiter zu kommen. Die Worte 43,4 *mich dûht*, *mîn linge waere guot*, *daz ich het mîner vreuden schîn geseit ein teil des willen mîn* werden durch das Büchlein 46,9 f. bestätigt. Dasselbe ist in seiner Art ein Meisterwerk eleganten Hoftones, feinster und doch genügend durchsichtiger Verschleierung seiner Wünsche. Zunächst begnügt er sich scheinbar damit, dass die Dame seinen Dienst willig annehme; dann vertraut er seinem Boten an die Dame, dem personifizirten Büchlein, noch ein Geheimniss an, dass er aber ja nicht verrathen dürfe; wäre er selbst nämlich Bote bei der Herrin, so würde er in ihrer Nähe versuchen, ihr einen Kuss zu rauben. So aber wenigstens fahre sein Herz mit dem Boten und rede mit ihr 51,2 „*doch niender über rehtez zil*, *wan als ir êren wol gezimt.*“ Der Bote aber hat mehr Muth als sein Herr; er will die Dame zunächst um die Gnade bitten, dass sie den Dienst seines Herren annehme; das mindere ihre Ehre sicher nicht 53,14 f. Wäre derselbe sogar ein Heide, so würde sie, wenn sie seine Treue recht erkenne, ihn der Gnade für werth halten (v. 23) „*in der mâze als er ie gert und belibe doch iuwer werder nam âne schaden und âne scham.*“ Dieser letzte Gedanke wird in zwei Bildern weiter ausgeführt; auch der blumigen Heide schade es nicht, wenn man einige Blumen abbreche, so wenig wie der Sonne, dass sie dem Mond von ihrem Licht mittheile. Zuletzt wendet sich der Dichter selbst an die Dame, um

die Kühnheit seines Boten zu entschuldigen; 55,3: *hât er sölhes iht gegert, des ich iuch niht dunke wert, beidiu ze nider und ze krank, ... spraeche ich, frowe, „dêst mir leit“, sô begienge ich grôze unstaetikeit.*

Was meint der Dichter mit dieser gewundenen Rede, mit der Gnade, die ihre Ehre nicht anficht in der Art, wie er sie immer begehrt hat, die sie aber doch leicht *ze nider und ze krank* dünken mag? Offenbar nichts anderes als was er in dem Lied 31,3 ohne Umschweife genannt hat. Das Blumenpflücken ist ja die bekannte Umschreibung für das *nâhe ligen.* Aber er beruhigt die Dame zugleich wegen ihrer Ehre; die soll ohne Schaden bleiben. Es ist hier offenbar an jenes *toerschen bî ligen* gedacht, das *MF* 41,6 erwähnt und *Parz.* 192,9 und 201,19 geschildert ist. In einer ganzen Reihe von Frauenliedern ist derselbe Wunsch bekanntlich in jener höfischen Weise behandelt, die die Sache andeutet, ohne das Wort auszusprechen. Die Damen stehen in der Regel auf dem Standpunkt *werte ich iuch, des hetet ir êre; sô waere mîn der spot MF* 93,35. Dem will Ulrich entgegen arbeiten, indem er versichert, er begehre Lohn nur der Art, dass ihre Ehre ungekränkt bleibe.

Die Dame hat des Dichters versteckte Andeutungen wohl verstanden, sie erweist sich aber als durchaus ehrenhaft. Sie schickt das Büchlein an die Niftel zurück (59,11 und Anfang des 2. Büchleins) und schreibt jenen bekannten Vers dazu, der in die dreimal wiederholten Worte ausläuft

swer muotet des er niht ensol,
der hât im selb versaget wol.

Nun erkennt der Dichter, wie er es wenigstens im Frauendienst darstellt, dass er auf gewöhnlichem Wege nichts erreichen kann, 62,11

verendet sich der winter lanc,
ez ist mîn muot und mîn gedanc,
daz ich ir dien abr etezwaz,
dâ von ich ir gevalle baz.

Damit geht er zu Schilderung seiner Ritterthaten über.

3. Der verlorene Finger und der höfische Bote.

Bald nach der Absage der Dame 60,25, welche dem Friesacher Turnei vorhergeht, hat sich zwischen Ulrich und ihr seiner Erzählung zufolge wieder ein reger Verkehr angesponnen. Nach dem Turnei nämlich hat die Niftel 99, 29 einen Brief geschrieben, in dem sie die Thaten des Neffen gehörig herausstreicht. Der Bote bringt von der Dame ein Briefchen zurück mit der neckischen Strophe 101, 17 *du lobest mir vaste den neven dîn.* Im Winter darauf hat die Niftel mit der Dame Ulrichs gesprochen und ihr ist untersagt worden, noch ferner einen Boten zu senden, denn man könne es merken 102 25 f. Im Sommer 1225 findet sich ein neuer Bote, der 122, 17 der Dame die falsche Botschaft von dem Verlust des bloss verwundeten Fingers bringt. Im folgenden Winter schickt er 132,13 den Boten wieder mit einem Lied zu der Dame; bei dieser Gelegenheit wirft diese ihm die Lüge vom Verlust des Fingers vor, den Ulrich ja noch habe. Hierauf lässt Ulrich sich den Finger abschlagen und schickt ihn mit dem 2. Büchlein einbalsamirt der Dame als Beweis seiner Treue zu.

Das 2. Büchlein selbst steht zu alledem in einem merkwürdigen Gegensatz. Es weiss nichts von irgend welchem Verkehr in der Zwischenzeit, sondern knüpft unmittelbar an das erste Büchlein an. Der Dichter beklagt sich bei der Minne, dass sie seinen kleinen, gefügen Boten, eben jenes Büchlein, nicht zu Hof geleitet habe. So seien denn Botschaft und Bote so übel aufgenommen worden 144, 16, „*daz ich in sît nimmer mê mit deheiner slahte vlê, mit süezer bet, mit scherpfer drô, erbiten weder sus noch sô noch ertwingen kunde, daz er noch ze einer stunde ze hove waere wider komen und daz het aldâ vernomen, wie man mîn gedaechte, ob mich mîn frowe ze aehte oder ze banne hete brâht, oder wes ir waer gein mir gedâht.* Die Minne 146, 25 verweist ihn auf Treue, Stäte und Ritterschaft. Den Boten solle er aber nicht beklagen; wenn der auch verzage, so gebe es ja noch genug treue, wie z. B. den, den er jetzt in der Hand habe. Ulrichs Klage, dass er den kleinen Büchlein-Boten nie mehr habe zu Hof bringen können, um zu erfahren, wie die Dame von ihm denke, wäre sinnlos, wenn er in Wirklichkeit durch einen lebenden Boten mehrmals in ausführlicher Weise mit ihr verhandeln konnte. Ist demnach aus den Worten des 2. Büchleins nicht nothwendig die wichtige Thatsache zu erschliessen, dass nach jener Abweisung 60,25 der Verkehr bis zu dem 2. Büchlein vollkommen ruhte?

Diese Annahme wird dadurch bestätigt, dass der Dichter 148, 25 unmittelbar an die Vorwürfe anknüpft, mit denen die Dame auf das erste Büchlein geantwortet hatte 60, 25: *ez sprichet manic man des in sîn*

herze nicht gelêren kan. Mit diesen Worten hat sie seinem ersten Büchlein Aufrichtigkeit abgesprochen. Die Minne ermahnt ihn nun, dem neuen Boten, d. h. dem 2. Büchlein seinen Willen zu sagen, *„und doch nicht anders mê wan alsô dîn wille stê, ich meine in dem herzen dîn.* Diese Beziehung beweist die Echtheit der Damenstrophe. Ulrich aber fährt nun verwundert, dass man bei ihm vom Trügen sprechen könne, 149,5 fort: *triegen? warum sprichest du daz? du weist ez wol und niemen baz, wie si mîn herze meinet . . .* Das Trügen bezieht sich hier also ausschliesslich auf die Liebesbetheuerungen des ersten Büchleins, nicht etwa auf die Flunkereien der Erzählung von Verlust des Fingers; von diesen weiss das Büchlein nichts, auch hätten sie als thatsächlich beschämt zugegeben werden müssen.

Die Antwort der Dame scheint sich damals aber nicht auf das neckische Verschen beschränkt zu haben; 144, 28 wird ausdrücklich erwähnt, der Büchlein-Bote habe eine Nachricht mitgebracht, *„ein maere, des ein zwîvelaere vil lîhte möhte erschrocken sîn, ein rede, diu mir die sinne min het verirt und al den muot.* Dies *maere* könnte an sich allenfalls identisch sein mit jener Strophe der Dame. Auf eine andere Fährte aber bringt es uns, dass die an reinmarische Wendungen anklingenden Worte 145,6: *sold ich durch vremden gruoz verzagen, sold mich ein wörtelîn verjagen von mînem hochgedingen hin, sone het ich herze noch sin* sich in der Erzählung ebenfals finden 129,17. Dort sind dieselben aber bezogen auf eine Forderung der Dame (127,16) sie frei zu lassen *„als liep*

im al sîn êre sî. und wil er sichs gelouben niht, ich füeg daz im dâ von geschiht, daz ers hât schaden immer mê: sô het erz baz verlâzen ê.“ Diese Forderung sieht in der That nicht wie erfunden aus; die Dame hat ihre Drohung späterhin, als alle anderen Mittel nicht verfingen, wahr gemacht 411,11f. Es ist also zu vermuthen, dass neben dem Verschen eine scharf abweisende Prosabotschaft wirklich erfolgt ist und dass die Worte *sold ich durch fremden gruoz verzagen* etc. wie in der Erzählung so ein Büchlein auf diese Botschaft gehen. Auf die in ihr enthaltene Drohung, er möge noch zu Schaden kommen, wenn er nicht von ihr ablasse, ist denn nun wohl auch das schlimme *maere* zu beziehen „*des ein zwîvelaere lihte möhte erschrocken sîn.*“ Dies *maere* hat der Dichter dann an der richtigen Stelle verschwiegen, vielleicht weil er es später als ein Mittel der Steigerung gebrauchen wollte, oder weil es den Erfindungen, die er zwischen das erste und zweite Büchlein legen wollte, im Weg war. Thatsächlich hat jedenfalls in Folge dieser entschiedenen Absage der Verkehr bis zu dem zweiten Büchlein gänzlich geruht.

Es ist auch vollkommen zu verstehen, dass der Dichter wegen des schlimmen *maere* nicht früher einen neuen Versuch wagt, das Verhältniss in Gang zu bringen. Es ist nämlich erst jetzt etwas Nennenswerthes geschehen, womit er allenfalls hoffen kann, auf ihr strenges Gemüth einen Eindruck zu machen, er hat in ihrem Dienst einen Finger verloren. Von einem willkürlichen Abhauen des Fingers freilich weiss das Büchlein nicht das mindeste. Er sendet ihn aus seiner Hand zum Beweis, dass er ihr ohne argen Sinn treu dient,

151,13 heisst es: *nu ist er in ir dienste verlorn.* Der Dienst bezieht sich nach Ulrichs Sprechweise zunächst auf ritterliche Thätigkeit. Auf das Abhacken des Fingers, wie es in der später erst entstandenen Erzählung berichtet wird, scheint mir der Ausdruck nicht zu passen, denn damit hat er nur seine in der Erzählung berichtete, übrigens auch erdichtete Unwahrhaftigkeit gesühnt. Wie dem aber auch sei, jedenfalls schliesst das „verlieren“ ein freiwilliges Abhacken des Fingers aus. Der Finger also war in ritterlichem Kampf verloren worden; damit liess sich schon ein Sturm auf das Herz der strengen Dame wagen.

Sind die Schlüsse, welche wir aus dem Büchlein ziehen, richtig, so ist der ganze Verkehr, von dem uns der Dichter seit der Abweisung nach dem ersten Büchlein berichtet, vollkommen erfunden. Das ergiebt sich uns auch, wenn wir seinen Bericht im einzelnen durchmustern. Da die Rolle, welche Ulrich zu Friesach spielte, nach den früheren Erörterungen viel weniger glänzend ist, als seine Erzählung angiebt, so war auch für die Niftel der Anlass, der Dame diese Thaten zu beschreiben 99,29, um so geringer. Jedenfalls ist es nicht zu glauben, dass nach der strengen Abweisung, infolge deren er im zweiten Büchlein der nachdrücklichen Ermuthigung der Minne bedarf, um noch einmal einen Boten nach jenem ersten zu schicken, die Niftel so bereitwillig diese Botschaft sollte übernommen haben. Mit Recht weisst aber auch Bechstein I,114 darauf hin, ihr Brief ähnele im Stil sehr den erzählenden Strophen Ulrichs und werde wohl mit dessen Beihülfe zu Stande gebracht worden sein. Ebenso hält er die

Erwiderungsstrophe zwar für echt, doch lege das Wort *enwiht*, ein Lieblingswort Ulrichs, den Gedanken nahe, dass der Dichter bei der Einschaltung in den Frauendienst wenigstens an dieser Stelle mitgewirkt habe. Auch ich würde auf diese Anstösse hin die beiden Briefe nicht für unecht erklären, wenn sich nicht die Unechtheit von andern Seiten her ergeben hätte; aber zweifellos dienen dieselben dazu, das Resultat unserer Untersuchung zu verstärken.

Dasselbe ergiebt sich, wenn man den Hergang beim Verlust des Fingers und der folgenden Krankheitsgeschichte betrachtet. Ulrich vergisst nicht 107,19 ausdrücklich hervorzuheben, der Gegner habe ihn gebeten „*durch mîne frowen an der stat mit im verstechen dâ ein sper*. Zwar rechnet er alle Waffenthat als Frauendienst, hier aber hat er ein Interesse daran, es besonders deutlich zu machen, dass er im Dienst der Dame den Finger hat hergeben müssen; auch denkt er selbst gleich daran, dass das doch Eindruck machen müsse, 108,12: *diu muoz mir sîn für dienest jehen.* Ueber die Verwundung erfahren wir 108,18, dass der Finger „*an einer âder hie,*“ dass er nach der Behandlung eines Brixener Meisters am 6. Tag „*swarz und ungevar*“ war. Dann fährt er zu einem Botzener Meister. Als er 7 Tage in dessen Behandlung ist, kommt angeblich die Botschaft der fremden Dame, die ihm zur Unterhaltung 4 Büchlein schickt. Am folgenden Tag kommt der Bote wieder mit einer Weise, zu der er ein Lied dichten soll. Das Lied ist auch scheinbar gleich fertig und trägt ihm als Gegengeschenk von der Dame ein Hündlein ein. Dann kommt von Hause ein Bote, der auf den 12. Tag von da an einen neuen

Turnei zu Friesach meldet. Von diesem offenbar völlig erfundenen Turnei reitet er 117,19 heim und von da sofort in das Land, in dem die Dame lebte. Man kommt so auf mindestens 4 Wochen seit der Verwundung und doch muss nach 118,4 immer noch die Hand täglich zweimal verbunden werden, wobei sie regelmässig blutet. Hiernach ist mit Wahrscheinlichkeit zu schliessen, dass der Finger schon damals abgenommen war; sonst wäre die Wunde nicht so lange offen geblieben. Auch deutet die Fahrt in die Heimath der Dame darauf hin, dass er hoffte Eindruck zu machen; das konnte er aber nur, wenn etwas Erhebliches vorlag. Mit einer in der Heilung begriffenen Fingerwunde hätte er doch jedenfalls nicht hoffen können, irgend einen Erfolg zu erringen. In Wirklichkeit wird er die Fahrt unternommen haben, um ihr den abgestochenen Finger zu übersenden, denn dass dieses geschehen ist, bezeugt das 2. Büchlein 150,28.

Es war endlich, wenn der Finger noch vorhanden und nur etwas lahm geworden war (137,18) geradezu unmöglich, dass Ulrich in Wirklichkeit, wie er behauptet, der Dame konnte mit klaren Worten die Lüge melden lassen 121,26: *ich habe bî vil kurzen tagen durch si gar einen vinger vlorn, der was ze dienste ir geborn: der ist von einer tjost dâ hin.* Eine so offenbare Unwahrheit musste doch so rasch zu Tage kommen und dann das Gegentheil von dem bewirken, was er beabsichtigte, dass er sie in Wirklichkeit schon deshalb nicht wagen konnte. In der Poesie freilich verschlagen solche Erwägungen nicht; da geht Ulrich der nüchternen Prosa vernünftiger Erwägung lächelnd aus dem Wege und je unbegreiflicher

und unvernünftiger der erfundene Vorgang, desto behaglicher ist es ihm dabei. Wie er mit Nachdruck bei der Lippenoperation von den verschiedensten Seiten aus die Unvernunft des Vorgangs betonen lässt, so klagt hier nach dem Abhauen des Fingers der Bote, dass er ihn je sah, 140,8 und die Dame ruft auf die Nachricht davon aus 142,1: *owê ditz ist ein grôz geschiht, ich entsolt der tumpheit trowen niht, daz immer ein versunnen man im selben hete daz getân.* Wie es somit Ulrich in der Erzählung liebt, mit seiner verliebten *tumpheit* zu renommiren und dieselbe recht klar ans Licht zu stellen, so schreibt er sich auch in der Poesie jene thatsächlich unmögliche Lüge unbekümmert zu, weil er sie für seine Erzählung gerade braucht. Wie prosaisch, wie alltäglich war es doch, wenn er den Finger in Folge einer Verwundung einbüsste, wie romantisch dagegen und alle bekannte Liebestollheit überbietend, wenn er ihn freiwillig abhauen liess. Dazu aber musste ein Anlass gefunden werden und so kommt er denn dazu, jene thörichte Täuschung der Dame zu erfinden, die er in der Erzählung dann durch die freiwillige Hingabe des Fingers büsst.

Und wie hier der einfache Vorgang zu einem romantischen Abenteuer aufgebauscht ist, über das der Dichter dann selber in einer merkwürdigen Mischung von Humor und Eitelkeit seine Glossen macht, so ist auch das weitere Verhalten der Dame nach dem, was wir bisher über sie ermittelt haben, durchaus erfunden. Man kann sich wohl denken, dass hier und da einer eiteln Närrin das sonderbare Geschenk geschmeichelt hätte, aber Ulrichs Dame scheint sehr wenig romantische Neigungen gehabt

zu haben. Sie ist so konsequent bemüht, ihn von sich zu entfernen, ja sie droht so unromantisch, ihm die Werbung gründlich zu verleiden, wenn er nicht freiwillig von ihr ablasse 127, 16, dass sie unmöglich den Finger kann bei sich behalten haben, um ihn alle Tage zu betrachten 155, 25. Es ist vielmehr anzunehmen, dass nach dem romantischen Beweis seiner ritterlichen Ergebenheit Ulrich dem Bedürfniss seiner Erzählung entsprechend hier wieder einen kleinen Erfolg erfunden hat, wie er es nach dem Lippenschneiden 43, 16 in einem völlig klarliegenden Fall that.

Die Umgestaltung der thatsächlichen Vorgänge und besonders die Erfindung von mehrfachen Verhandlungen hat nun ferner den Dichter dazu geführt, die Gestalt des Boten in einer der Wirklichkeit gänzlich widersprechenden Weise herauszuarbeiten.

Man merkt gleich in der Anwerbungsscene, dass man hier Erdichtung vor sich hat. Mit grosser Vorsicht ist dieselbe so angelegt, dass den Dichter nicht der Vorwurf treffen kann, er habe einem Menschen niedern Standes das Geheimniss selbst anvertraut. Der Knecht redet ihn wegen seiner *trûtschaft* an. Da erschrickt Ulrich, dass er sein Geheimniss könne verrathen haben 119, 22: *ein minnewunder mir geschach; daz houbet mîn mir nider seic, mîn herze siuft, mîn munt der sweic.* Der Knecht tröstet ihn nun; er habe schon vor $2^1/_2$ Jahren es von einer Niftel erfahren, der er hoch und theuer Verschwiegenheit gelobt habe 120, 13. Diese Verwandte des Knechts ist nicht, wie Lachmann irrthümlich annimmt, zugleich Ulrichs vielerwähnte Niftel, sondern anscheinend

Dienerin auf dem Schloss der Dame. Der Knecht jedenfalls ist nicht edler Geburt, er ihrzt Ulrich, der ihn duzt; so wird denn auch seine Verwandte nicht edel gewesen sein, wie Ulrichs Niftel. Auf dieser Verschiedenheit der beiden Nifteln beruht der Scherz 347 1 f. Beim Besuch auf der Burg wird der Knecht zuerst emporgehoben, und in der Annahme, dass er Ulrich sei, von dessen Niftel geküsst. „*des schamt si sît vil ofte sich.*“ Es ist also Dienstbotengerede, worauf des Knechtes Kunde beruht. Darauf hin konnte er aber unmöglich wagen, Ulrich wegen seiner *trûtschaft* anzusprechen. Und wie wäre er denn zu der Kenntniss gekommen, dass dieser gerade jetzt wegen eines Boten in Verlegenheit war? Solche Details konnten doch nicht bekannt sein, wenn auch der Dienerschaft Ulrichs Minnedienst im allgemeinen kein Geheimniss geblieben sein sollte.

Noch auffallender ist, dass der Knecht, welcher doch einer anderen Dame dienstpflichtig war (120,11 und v. 18) ohne weiteres zu Ulrichs Diensten steht. Er reitet für ihn sofort zur Dame 122,18 und ist nach der Rückkehr von da ebenso bereit, ihm auf eine monatelange Reise nach Rom zu folgen 130,12, ohne dass ihm der Gedanke käme, vor der Zusage für so lange Abwesenheit von seiner Herrin Urlaub zu erbitten. Auch weiterhin steht er zu Ulrichs Verfügung, wie es diesem für seinen Roman gerade dienlich ist, ohne sich um seine eigene Herrschaft zu kümmern. Man sieht, dieser höfische Knabe ist ein reines Kind der Dichterphantasie.

Im Reich der Poesie ist vieles gestattet, was der Prosa des Lebens widerstrebt. So hat denn auch dieser Knecht

zur Dame beliebigen Zutritt. Dieselbe hat der Niftel weitere Boten zu senden untersagt 103,15: *mîn bot reit alse ofte dar: si het des angst, man naemes war.* In Wirklichkeit ist die Niftel im Lauf zweier Jahre das erste Mal selbst zu ihr gefahren 19,16, dann hat sie nach dem Lippenschneiden 28,31 einen Boten geschickt und wieder einmal einen nach der Begegnung 43,31, welcher das erste Büchlein überbrachte. Dazu hat dann Ulrich noch ein drittes Mal 96,27 nach dem Friesacher Turnei erfunden. Während der Dame nun das schon zu viel scheint, nimmt unter dem neuerfundenen Boten der Verkehr erst einen rechten Aufschwung; er fährt zu ihr Ende Sommer 1225 (122,17), sodann dreimal 1226: 132,15, 140,26 mit dem zweiten Büchlein und 158,29. Im folgenden Jahr ist er dann wieder mehrmals bei ihr 241,1 f., wo er den Ring mit bringt, 256,17 und 319,5. Dabei wird diesem Boten nie ein Vorwurf gemacht, dass er zu oft komme, selbst nicht, wenn er wie 132,14 ganz ohne besonderen Anlass kommt. Für den Fortgang des Romans ist diese unmotivirte Sendung freilich unentbehrlich, weil sie der Dame Gelegenheit zum Vorwurf giebt, sie sei belogen worden. Das veranlasst dann weiter Ulrich, sich den Finger abhauen zu lassen. Wenn also die Dame wirklich die Niftel aus Furcht, dass der häufige Verkehr auffalle, gebeten hätte, den Boten nicht mehr zu senden, so hätte sie den neuen Boten nicht so häufig empfangen können.

Ebenso unmöglich ist es, dass sie mit dem unedlen Knecht die intimsten Herzensangelegenheiten in vertraulicher Weise bespricht. Zwar lehnt sie in konsequenter Weise Ulrichs Dienst ab, aber sie wundert sich gar nicht, dass

der Knecht das Geheimniss, das ihr doch so peinlich sein musste, weiss, auch darf er immer wieder auf denselben Punkt zurückhommen, ohne dass sie ihm sonderlich zürnt, ja, er hält ihr lange Vorträge darüber 122,25, 133,5, er widerspricht ihr und vertheidigt Ulrichs Sache wie ein geschickter Anwalt, und das alles bei dieser spröden Dame, die Ulrichs Niftel, ihrer vertrauten Freundin, gar bald zu schweigen geboten hat 21,29 und die so ängstlich 56,24 nachforschte, ob deren Bote auch nichts von dem Inhalt des Büchleins gemerkt hat.

Es ergiebt sich so von allen Seiten in Uebereinstimmung mit dem, was man aus dem zweiten Büchlein schliessen durfte, dass der höfische Bote eine reine Schöpfung des Dichters ist. Ulrich hat nach der entschiedenen Abweisung nicht eher einen Boten zu senden gewagt, als bis er in Folge eines besonderen Vorganges hoffen durfte, Eindruck zu machen. Erst nachdem er im Ritterspiel den Finger verloren hat, versucht er durch das zweite Büchlein sein Glück von neuem. Es ist zu vermuthen, dass er dasselbe auf dem bisherigen Weg beförderte und dass also das Verbot der Dame 102,25 noch weiterhin ihren Boten zu senden entweder ganz erfunden oder doch zu jener die Niftel dauernd verpflichtenden Strenge vom Dichter absichtlich gesteigert ist, um dem Phantasieboten Platz zu machen. Es erregt schon Verdacht, dass dieses Verbot nicht aus irgend einem bestimmten Anlass sondern ganz unvermittelt und unerklärt erfolgt; sodann ist die Motivierung 103,15, der Bote sei zu oft angeritten, so dass er leicht auffallen könne, nach den Thatsachen, wie wir gesehen haben, hinfällig; endlich befindet sich bei Ulrichs nächt-

lichem Besuch auf dem Schloss auch die Niftel daselbst und scheint also immer noch nach Kräften für Ulrich gewirkt zu haben. Im Grunde genommen ist es übrigens auch nebensächlich, wer die Botschaft besorgt habe; nur das ist wesentlich, dass der höfische Knabe, wie Ulrich ihn auftreten und hin- und herfahren lässt, ein Phantasiegebilde ist.

Man sieht aus alledem, dass Ulrichs Erzählung, wenn man sie auf die Thatsächlichkeit der Vorgänge prüft, an einer Menge innerer Widersprüche krankt. Dieselben lösen sich nur, wenn man sich an dasjenige hält, was sich aus dem zweiten Büchlein ergiebt. Dessen Treue wird durch die Kritik der Erzählung vollständig erwiesen.

Die beiden Büchlein zeigen uns aber namentlich auch, wie nahe die Erfindung des höfischen Boten Ulrich lag. Hatte er doch bereits das erste Büchlein in keckster Weise als Boten personifizirt. Dieser Bote ängstigt sich, er möge auf der Fahrt zum Hofe das Leben verlieren, sei es nun, dass er verbrannt oder verschnitten werde 48,10 f. Andererseits aber spielt der Pergamentbote Ulrich gegenüber bereits den Rathgeber, widerspricht ihm und räth zu mehr Muth. Das zweite Büchlein nimmt dann die Fiktion wieder auf. Da der erste Bote in Folge der schlechten Aufnahme die Fahrt durchaus nicht mehr wagen will, so räth die Minne, einen zweiten zu wählen. Man sieht, die Personification ist hier bereits so ausgebildet, dass es kein bedeutender Schritt mehr war, den fingirten Boten auch in die Erzählung herüberzunehmen und ihn zu allerlei erdichteten Sendungen zu verwenden.“

4. Minne auf der Venusfahrt.

Auf die Minnescenen folgt wieder Waffengeklirr. In 29tägiger Fahrt reitet die Minnekönigin speerbrechend von der Adria bis zur böhmischen Grenze. Eine fast endlose Reihe von Tjosten droht auch den geduldigsten Leser oder Hörer zu ermüden. In die Gleichmässigkeit der Vorgänge und der Erzählung hat Ulrich durch Beschreibung von Aufzügen, von Festgewanden und allerlei eingestreute Scherze einiges Leben zu bringen gesucht. Demselben Zwecke scheinen auch die 2 Frauenbotschaften zu dienen, von denen der Dichter berichtet. Zunächst wird ihm zu Gemona 188,25 von einer deutschen Dame durch Vermittlung der Wäscherin ein Brief nebst Gürtel, Schapel und Röcklein zugeschickt, was er dann unter seinen Kleidern zu Villach 194,25 vorfindet. Dass der Brief ebenso wie der der folgenden Unbekannten im Stil Ulrichs Büchlein sehr gleicht, wird zu 195,25 und 231,29 von Bechstein bemerkt.

Breiter ist ausgeführt und tiefer greift in die Komposition seines Werkes die nächste Huldigung ein, die ihm widerfährt, als er zu Neustadt im Bad sitzt. Während der Kammerdiener sich entfernt hat, um für seinen Herrn

frisches Gewand zu holen, tritt ein fremder Knecht mit reichem Frauenschmuck, Röcklein, Schleier, Gürtel, Kranz, kostbarem Ring und dem Brief einer unbekannten Dame ein. Trotz dem zornigen Protest des Badenden ruft der Knappe zwei andere Knechte herbei, die ihn und das ganze Gemach über und über mit Rosen bedecken und dann ohne ein Wort gesprochen zu haben, verschwinden.

Der ganze Vorgang ist unzweifelhaft von Ulrich erdichtet. Mit Recht findet es Bechstein zu 227,13 f seltsam, dass der Kammerdiener das Gewand nicht gleich mitgebracht habe. Was aber merkwürdig ist, wenn man den Vorgang als Thatsache auffasst, erklärt sich sehr einfach in der Dichtung. Ulrich musste den Kammerdiener für eine Zeit lang verschwinden lassen, damit das Rosenstreuen vor sich gehen konnte. Gegen die Thatsächlichkeit spricht es ferner, dass das Eintreten eines solchen Zufalles sich natürlich nicht voraussehen liess und doch wird das bei dem Vorgang vorausgesetzt, indem die Beschaffung der Masse von Rosenblättern und das Schreiben des Briefes einige Zeit vorher in Anspruch nahm. Endlich findet sich auch ein auffallender Widerspruch, wie er bei thatsächlich erlebten Vorgängen nicht wohl möglich ist. 228,10 heisst es: *der brief mit süezen worten seit wer mir diu kleinôt het gesant: daz tet er tiuticlîch bekant.* Das hat Ulrich zum deutlichen Beweis, wie flüchtig er arbeitete, einige Seiten später bereits vergessen. In dem Brief schreibt die Dame nämlich 232,14: *ich hâns iu wan durch êre gesant und wil iu wesen unbekant durch niht wan durch mîn werdikeit.* Wahrscheinlich hat er sich erst unter der Hand entschlossen, den angeblichen Brief der

Dame einzuschieben. In diesem konnte er natürlich der Sitte gemäss keinen Namen nennen. Zudem bot die Unkenntniss des Namens auch für den weitern Verlauf der Handlung Vortheile. Ulrich kann nämlich das Geschenk nicht zurückgeben und gibt so der erwählten Herrin später Gelegenheit zum Vorwurf der Untreue. Dies ist augenscheinlich der Hauptgrund, weshalb der Dichter das schon einmal behandelte Motiv so breit wiederholt; es scheint aber, er erkannte es erst späterhin, dass es für seinen Roman förderlicher war, wenn er den Namen der Dame nicht wusste.

Dass die Erzählung die spätere Eifersucht der Dame 301, 5f motiviren soll, ergiebt sich gleich aus der Weise, wie der Dichter dieselbe einleitet 227, 17 *ir sult für wâr gelouben daz, gar mîns gesinds ich eine saz. dâ von wil ich gelouben wol, sich füeget schier swaz wesen sol. Ich hab auch dar an zwîvel niht, swaz sô geschen sol, daz geschiht. des wart mir dâ ein teil bekant: ich sage iu wâ mit ichz ervant.* Mit diesem Bekenntniss seines Fatalismus spricht der Dichter dem folgenden Ereigniss eine weiterwirkende Bedeutung zu, wie sie das Geschenk der Dame zu Gemona nicht hatte. Daher auch die nachfolgende breitgesponnene Verhandlung mit dem zurückgekehrten Kämmerer über das Geschenk, die mehrfache Betonung seines Zornes, in dem er es einfach im Bad zurücklassen will und die Befürchtung, dass seine Stäte bei der Annahme angefochten werden könne, weshalb er es bei der ersten Gelegenheit zurücksenden wolle 230, 29. So weisen Anfang und Schluss deutlich auf das später hereinbrechende, übrigens auch

erfundene Schicksal der schweren Ungnade seiner Herrin hin. Diese Verbindung mit einem zweifellos erfundenen Vorgang ist weiterer Beweis, dass auch unser Frauengeschenk lediglich Erfindung ist. Wenn daneben Ulrich 233, 5 f versichert, er nehme es noch jetzt auf seinen Eid, dass die Dame ihren Namen nicht genannt habe, so ist das ein scherzhaftes Spiel mit Worten, das auf die Dummen unter seinen Hörern berechnet ist. Die Dame hat sich thatsächlich nicht genannt, da sie nicht existirte; in Wirklichkeit wäre seiner Liebebedürftigkeit ein solches Abenteuer auch wohl nicht unerwünscht gewesen. So ist es nicht gerade ein Meineid, was er schwört, aber es erinnert doch stark an den Meineid, den er sich 116, 15 selbst, obwohl fälschlich, um eines Scherzes willen zuschreibt.

Blickt schon das soeben besprochene Abenteuer auf die erwählte Dame hin, so hat Ulrich doch auch ausdrücklich dafür gesorgt, dass wir sie nicht aus den Augen verlieren. Er hat vor Beginn der Fahrt bei ihr anfragen lassen, ob sie dieselbe billige und 59, 5 ihre Zustimmung erlangt, wenn auch ohne Aussicht auf Lohn. Nach unsern Ausführungen über den höfischen Boten ist diese Botschaft jedenfalls erfunden. Ziemlich gewaltsam unterbricht er dann 209, 31 den Gang der Erzählung, um durch eine sentimentale Bemerkung an Die zu erinnern, um deretwillen er die Fahrt unternommen hat. Warum gerade an die Erwähnung von Judenburg jene Bemerkung angeknüpft wird, lässt sich nicht ermitteln. Als weiterhin der Zug in die Nähe von Wien kommt, erscheint plötzlich der Phantasiebote. Diesmal ist er von der Dame geschickt und

kündigt sein glückverheissendes Kommen durch die Waltherstrophe an 240, 17: *ir sult sprechen willekomen.* Es gelingt Ulrich unbemerkt mit dem Boten zusammenzukommen. Auf des Boten Geheiss muss er erst vor demselben niederknien; dann vernimmt er den freundlichen Gruss der Dame 242, 13 *ir habt die vart durch si getân: dâ von wil si des êre hân, swaz sô iu êren widervert; dâ mit ir trûren wirt verzert.* Mit diesen Worten hat die Dame also seinen Ritterdienst angenommen. Aber dabei bleibt es nicht; sie sendet ihm sogar zum Danke ein Ringlein, das sie an ihrer weissen Hand 10 Jahre lang getragen hat. Man sieht, der Venuszug hat das widerstrebende Herz bezwungen. Noch kurz vor Antritt der Fahrt 159,11 hat sie ihm sagen lassen, dieselbe werde ihm zwar bei ihr nichts nützen, aber ihm doch Ehre bei den Leuten eintragen. Jetzt schlägt ihr sonst so kühles Herz dem Mann, auf den alle mit Bewunderung schauen, voll Liebe und mit geheimem Stolz entgegen. Das ist jedenfalls der Eindruck, den der Dichter hervorrufen will.

Um Walthers Willen thut es mir leid, dass an der ganzen Geschichte kein Wort wahr ist. Den Gruss des Boten pflegt man als ein „wichtiges Zeugniss von der Verbreitung und der Volksthümlichkeit des Waltherschen Liedes“ (Bechstein) zu betrachten. Man möchte gern annehmen, dass gerade die patriotische Lyrik bis in die untere Schicht des Volkes, der doch den Knecht angehört, gedrungen wäre. Leider ist für mich jeder Zweifel hier ausgeschlossen. Das ergiebt sich zunächst aus dem, was wir im vorigen Abschnitt über den Boten ausgeführt haben. Zwar konnte, wenn dieser auch erfunden war, die Dame

einen von ihren Dienern senden, aber nur ein vertrauter und für die Vermittlung schon öfters gebrauchter Bote, wie unser höfischer Knabe, konnte sich in dieser Weise einführen, konnte darauf rechnen, dass sein Citat aus Walther von Ulrich auch gleich verstanden und auf Glück im Minnedienst gedeutet wurde. Mit dem höfischen Knaben fällt auch die Begrüssung mit der Waltherstrophe.

Dasselbe ergiebt sich von anderer Seite her. Die Botschaft steht in unlösbarem Gegensatz zu spätern Stellen der Erzählung. Seinen Ritterdienst anzunehmen hat die Dame erst später Miene gemacht, als sie ihn zum Kreuzzug auffordert — vergl. 376,29: *du weist vil wol, geselle mîn, daz ich noch nie den dienest sîn wolt für wâr mich an genemen. vert er die vart, diu mac mir zemen ze dienste.* Bei dieser Sachlage ist hier natürlich auch die Uebersendung des Ringleins unglaublich, so nachdrücklich auch 232,18, 254,8 betheuert wird, dasselbe sei als Liebeswahrzeichen gesandt. Kein Lied weiss auch von solcher Gunst, um die er doch so oft gebeten hat, eine Andeutung zu machen. Dieselbe wird endlich völlig ausgeschlossen durch die Unterredung, die Ulrich gleich darauf mit dem Boten zu Wien hat 253,1 f. Ulrich beschliesst dort mit dem Boten in Folge seines Liebesglücks, die Venusfahrt durch einen Turnei zu Neuburg abzuschliessen. Das steht, wie wir im 2. Theil sahen, im Gegensatz zu dem Ausschreiben, das diesen Turnei bereits erwähnt. Obwohl er nun soeben erst das kostbare Ringlein und die Versicherung der Gegenliebe erhalten, schickt er den Boten wieder an die Dame zurück mit einem Auftrag, aus dem wir sehen, dass er ihrer Gunst keineswegs gewiss ist. 256,9:

nu bit si durh ir hôhe tugent
und durh ir süeze reine jugent
daz si mir sende eteswaz,
dâ bî ich müge erkennen daz,
daz sî den dienest mîn für guot.
nem: sô wird ich hôchgemuot.
ob ich ir kleinôt sol hân,
sô kan mir nimmer missegân.

Wie könnte nach Empfang des Ringleins noch irgend ein Zweifel bestehen, dass die Dame seinen Dienst billigt? Hier ist offenbar, dass das Ringlein nach Ulrichs Art erfunden ist, damit auch der Venusfahrt nicht ein Erfolg fehle. Demnach ist nicht blos die Person des höfischen Boten erdichtet, sondern auch die ganze Botschaft, die Ulrich bei Malansdorf will erhalten haben. Dagegen scheint es, dass er selbst, nachdem er die Königinfahrt nahezu vollendet hat, von Wien aus die Bitte an die Dame um ein Frauenkleinod für den bevorstehenden Turnei gewagt hat. Indem diese Thatsache unvermittelt neben die Erfindung von dem Ringlein gestellt wurde, ergab sich dann jener unausgeglichene Widerspruch, den wir hervorgehoben haben.

Ulrichs Bitte um ein Frauenkleinod ist, wie 301,5 f. ausführlich erzählt wird, von der Dame abgeschlagen worden. Nachdem er aber als Lohn der Venusfahrt das Ringlein erdichtet hat, kann natürlich der wirkliche Grund ihrer Weigerung, dass sie seinen Dienst überhaupt nicht will, nicht mitgetheilt werden. Statt dessen schreibt er ihr die heftigsten Ausbrüche von Eifersucht zu und hat, um denselben wenigstens einigen Schein von Wahrheit zu geben, wie wir sahen, das Rosenstreuen und die Frauen-

kleinode zu Neustadt 227,21 f. erfunden. Als Kontrast zu jenen ungerechten Vorwürfen der Dame passt es in die Erzählung ausgezeichnet, dass er zu Velsberg während der Messe ein reizendes Mädchen erblickt und sogleich in die heftigste Minnenoth geräth 280,17 f. In schwerem Kampf siegt aber seine Stäte über alle Anfechtungen. 280,20: *daz mich die minne dâ nicht vie, daz want niht wan diu staete mîn; v. 31: und waer mîn staet mir dô niht komen, si hete die sinne mir benomen.* Auf eine Strafrede der Stäte hin gelingt es dem Herzen endlich, die Augen von dem schönen Mädchen wegzubringen. Die breite Ausführung der ganzen Scene und die nachdrückliche Hervorhebung seiner Stäte, kurz bevor ihm Unstätigkeit so hart vorgeworfen wird, beweist die überlegte Absichtlichkeit des Dichters. Er betont so häufig, dass er Frauen zu spähen im Lande umher gefahren sei, dass man wohl glauben darf, er werde öfters in gleicher Lage gewesen sein. Hier aber passt es ihm gerade, einen solchen Fall ausführlich zu erzählen, oder wenn er nicht stattgefunden hat, zu erfinden. Wir erkennen hier dasselbe Streben nach kunstmässiger Komposition, das uns in dem überlegten Wechsel von Kampfes- und Liebesscenen entgegentritt.

Der höfische Bote kommt nach Ulrichs Erzählung unmittelbar vor dem Neuburger Turnei mit dem abweisenden Bescheid der Dame zurück. Dass dieselbe eifersüchtig ist und ihr Ringlein zurückfordert, haben wir als dichterische Zuthat zu der Wirklichkeit erkannt. In dieser ganzen Scene aber sind die Farben so übermässig stark aufgetragen, dass die Absicht, durch Uebertreibung komisch

zu wirken, unverkennbar ist. Die Dame ist vor Eifersucht nach 302,9 so ausser sich (*in dem unsit*), dass der Bote um keinen Preis mehr wagen möchte, zu ihr zu reiten: *ich wolde ê rûmen iu daz lant: des sî vor got mîn saelde phant.* So ist dem armen Ulrich also das grösste Glück, das er sich durch unerhörte Ritterthat errungen hat, wieder zerronnen.

Der Grösse des Unglücks entspricht nun auch der Jammer. Als unbekannter Bettelmann will er 303, 8 zu Fuss in fremdes Land wandern; er ringt im Schmerz die Hände und erblindet fast vor Weinen. 303, 18: *vor jâmer krachten mir die lit als dâ man brichet spachen vil. Diu klage was niht kindes spil.* Diese Beschreibung ist nicht ernsthafte Renommage. Man spürt hier deutlich, wie der Dichter über seine possenhaften Uebertreibungen sich selbst innerlich ergötzt. Dass vor Seelenschmerz Herz und Glieder erkrachen, ist in der mittelhochdeutschen Poesie eine häufige Redensart. Wenn sie aus dieser auf die Wirklichkeit übertragen wird, kann sie nicht anders als komisch wirken, zumal wenn sie noch recht realistisch mit dem Brechen zahlreicher Spähne verglichen wird. Und nun gar der biedermännische Zusatz, dass diese Klage nicht Kindesspiel war! Wer kann das überhaupt für ernst nehmen?

Derselbe parodistische Untergrund leuchtet durch in der Schilderung, wie der Domvogt von Lengenbach, der gewaffnet zum Zelt hereinkommt, um ihn zum Turnier abzuholen, sich zu dem Jammernden setzt und mit ihm klagt 304, 18: *reht als im waer sîn vater tôt. war umbe er weint, des west er niht: d a z w a z ein*

wunderlich geschiht. Und wie spasshaft benimmt sich nicht Ulrichs Schwager Heinrich von Wasserberg. Der fährt freilich zunächst die beiden Greiner 305,5 kräftig an, ob es nicht eine Schande für Ritter sei, wie Waisenkinder oder schwache Weiber zu heulen. Dann schickt er den Domvogt ab und liest Ulrich aus einer neuen Tonart das Kapitel; dabei schont der Dichter sich keineswegs, sondern in jener die eigene Person unbekümmert ironisirenden Weise, die auch beim Lippenschneiden zu bemerken war, charakterisirt er das Benehmen, welches er sich selbst angedichtet hat, durchaus nicht schmeichelhaft 306, 1f: *pfaech, herre, pfaech, wie tuot ir sô* u.s.w. Als nun Ulrich sein Geheimniss durchschaut sieht, bekommt der Eisenmann, der in den letzten 5 Wochen über 300 Tjoste bestanden hat, vor Kummer einen Blutsturz. Da schlägt nun auf einmal mit einem possenhaften Sprung die Stimmung Herrn Heinrichs um, er kniet 307, 22 nieder, reckt die Hände hoch empor und dankt Gott, dass er ihn vor seinem Tode den treusten Liebhaber hat sehen lassen. Ebenso toll ist dann die Willkür, dass auf Ulrichs erneute Klage die Andacht des guten Schwagers 310, 6 plötzlich in ein Lachen übergeht. Dieser macht nun der Scene ein rasches Ende, indem er dem unglücklichen Liebhaber, dem soeben noch das Blut aus Mund und Nase gebrochen ist, ohne viel Gerede den Helm aufbindet und ihn zum Streitross führt. So reitet denn Herr Ulrich als Ritter von der traurigen Gestalt in den Turnei, versticht aber nach dem Blutsturz noch 9 Speere in allen Ehren (315, 16).

Diese ganze Erzählung verträgt überhaupt keine Kritik. Dass man sie hat ernst nehmen können, ist ein Unrecht,

daß man dem Dichter zugefügt hat. Je kecker die Erfindung, je ärger die Uebertreibung, um so behaglicher und freier nimmt dieser Stellung über seinem Stoff. Etwas Wahres liegt gleichwohl der Erzählung zu Grunde. Es war begreiflich, dass Ulrich nach dem Venuszug die Hoffnung nährte, als Zeichen freundlicher Gesinnung einen Schleier oder etwas Aehnliches für den Turnei zu erhalten; dass er sich darin täuschte, mag ihm immerhin die Freude an dem Turnei verleidet haben. Diesen einfachen Vorgang hat dann der Dichter in der geschilderten Weise romantisch aufgeputzt.

Der angesponnene Faden musste entsprechend fortgeführt werden. Als der Bote nach dem Turnei Ulrichs fortgesetzte Trauer sieht, entschliesst er sich zu dem bedenklichen Wagniss, die Dame 316,21 doch noch einmal zu besuchen, um sie von seiner Unschuld zu überzeugen. Er nimmt das Lied XI. (S. 322) mit, das eine Versicherung seiner dauernden Treue enthält, aber keineswegs in dem schmelzenden Trauerton gehalten ist, den wir erwarten müssten, wenn die Schilderung, die in seinem Alter der Dichter von jenem alles überbietenden Jammer entworfen hat, halbwegs richtig wäre. Die Dame ist übrigens schon von allem unterrichet, denn sie hat — und sie versichert es auf ihre Treue, so dass man nicht daran zweifeln darf — insgeheim einen Boten gesandt, um Ulrichs Benehmen zu beobachten; 320,14: *der stuont als ûzen bî der want, durh eine lücken er ez sach, swaz man dâ redet unde sprach.*

Da die ganze vorausgehende Scene nach ihrem wesentlichen Gehalt erfunden ist, kann natürlich auch diese Sendung nicht thatsächlich sein. Sie steht aber nicht bloss wie die

Geschichte von dem Ringlein und die Eifersuchtsscene in unlösbarem Widerspruch mit den wirklichen Gesinnungen der Dame, auch die Gestalt des Spähers ist doch offenbar nichts als ein Notbehelf, um aus den luftigen Bahnen der Romantik wieder auf die ebene Strasse der Wirklichkeit zurückzukommen. Diese besteht darin, dass die Dame nach der Venusfahrt sich bereit erklärt hat, den Ritter zu empfangen. Ulrich schiebt dafür den Anstandsgrund vor, dass er ihr nach des Boten Aussage so treu gedient habe. Die Wirklichkeit aber bricht auch hier bei dem Mangel an Durcharbeitung, der die Dichtung charakterisirt, 324,12 durch: *nu merke reht, was ich dir sage. ich wil in hie mit senften siten des sewâr güetlîchen biten, das er mich lâz gar dienstes vrî, als lieb ich im se vriunde sî.* Die Königinreise hat zweifellos viel Aufsehen gemacht, und es konnte nicht ausbleiben, dass man sich eifrig darüber stritt, wem sie denn wohl gelte. Unter diesen Umständen hat es die Dame für zweckmässig gehalten, einen neuen Versuch zu machen, ob sie nicht durch persönliche Verhandlung den so leicht ihren Ruf kompromittirenden Mann von sich abwenden könne.

5. Der Besuch.

Von allen Scenen des Frauendienstes ist keine bekannter als der Besuch. Ulrich hat seine ganze Erfindungsgabe aufgeboten, um dieselbe möglichst phantastisch aufzuputzen. Wo sein eigenes Talent nicht ausreichte, hat er, der sich sonst bei der flüchtigen Art seines Arbeitens nicht viel mit mühsamer Nachahmung aufhält, auch Anleihen bei anderen nicht verschmäht. Alle Erfindungen gehen darauf aus zu zeigen, dass ein kunstgerechter Minnediener wie er selbst jedes Hinderniss zu überwinden verstehe. Aber auch hier ist die Darstellung nicht ernst gemeint, sondern überall von ironischen Lichtern umspielt.

Das erste Hinderniss besteht darin, dass der Bote Herrn Ulrich zu spät trifft. Am nächsten Sonntagmorgen soll er vor der Burg der Dame sein und schon ist es Freitag Abend 325, 1. Es bleibt also für eine Entfernung von 40 Meilen, die man zurückzulegen hat 327, 13, nur der Samstag und ein kleiner Teil des Sonntags. Ulrich sorgt durch den Mund des Knappen dafür, dass wir die Peinlichkeit der Situation recht begreifen; dieser fürchtet, wenn der Herr nicht rechtzeitig ankomme, werde

die Dame ihm wieder feind, 327, 20: *ich waen si werde iu aber gehaz, die frowen sint vil wunderlich, si wellent, daz man staeteclich ir willen tuo: swer des niht tuot, gein dem sint si niht wol gemuot.* Auf der einen Seite winkt in nächster Nähe holde Erhörung — auf der andern ist es doch unmöglich rechtzeitig anzukommen und dann wird es gar scheinen, als ob er durch *trâkheit* (327, 28) das Unternehmen aufgegeben habe. Der sonst ~~so~~ erfahrene Knappe ist in dieser Lage rathlos. Hier zeigt sich nun Herr Ulrich in voller Glorie; er setzt alles an den Versuch. Ausser dem Knappen will er noch einen Knecht mitführen und für jeden 2 Pferde. Am Sonntagmorgen wird er vor der Burg sein, oder alle Pferde liegen tot auf der Strasse. Noch einmal erklärt der Knappe, dass er es für unmöglich halte (328, 19), doch will er in Gottes Namen das Wagniss bestehen helfen. Und es gelingt. 329, 9:

bî mîner höfscheit ich iu sage,
ich reit für wâr an dem samstage
reht sehs und drîzic mîle.

2 Pferde liegen verendet auf dem Weg, die drei Männer aber sind am Abend in einem Dorf der Umgegend glücklich angelangt.

Ich weiss nicht, wie gross die Meilen sind, die Ulrich im Sinne hat; weder das Mhd. Wörterbuch noch Lexer gibt darüber Auskunft. Jedenfalls könnten 36 geographische Meilen, d. h. 270 Kilometer, von unsern heutigen Pferden nicht an einem Tage zurückgelegt werden, und wenn auch ein Minneheld wie Ulrich den letzten Hauch an die Erreichung des Zieles setzte. Durch die

Zeitungen wurde es vor kurzem als eine bemerkenswerthe Leistung gemeldet, dass vom 28. März bis 1. April dieses Jahres — Mittwoch Morgen bis Sonntag Nachmittag 2 Uhr — 5 Offiziere die Strecke von Saargemünd bis München zusammen 550 Kilometer zurücklegten; ein edles Pferd musste nach der Ankunft sogleich getötet werden. Es ist wahrscheinlich, dass bei Ritten, die sich auf einen Tag beschränken, die Leistungsfähigkeit unserer heutigen Pferde grösser sein wird, dass sie statt etwa 120 vielleicht 200 Kilometer leisten mögen. Die alten Ritterpferde aber konnten jedenfalls entfernt nicht eine solche Strecke zurücklegen; sie hatten wohl Wucht, aber nicht dauernde Schnelligkeit wie unsere heutigen, durch künstliche Zucht veredelten Renner. Vollends unmöglich aber wäre es nach dem Urtheil erfahrener Reiter, bei einem solchen Schnellritt, wie Ulrich angiebt, noch je ein Pferd im Zügel mitzuführen. Mochte demnach auch die alte Meile viel kleiner sein als die heutige geographische, mochte sie nur halb so gross sein, so ist Ulrichs Leistung immer noch unglaublich[1]).

Am folgenden Morgen kommen nach Ulrichs Erzählung er und der Knappe vor die Burg und mischen sich in Aussätzigenkleidung unter eine Schaar wirklicher Aussätziger. Der Bericht hierüber ist so offenbar erfunden, dass er nur wenige Gläubige gefunden hat. Bechstein vermuthet zu 323,25, die Wahrheit werde sein, dass

[1]) Herr Emil Hoesch in Düren, dessen Freundlichkeit ich die obigen Angaben verdanke, theilt mir als feststehend mit, dass seit Jacob II. von England, der die einheimische Race durch eingeführte Berberthiere verbessert habe, Schnelligkeit und Ausdauer der Pferde im Lauf sich ungemein gehoben habe.

Ulrich sich unter die vor der Burg lungernden Bettler gemischt habe. Indem er so wenigstens einiges von dem Bericht des Dichters retten will, thut er seiner Glaubwürdigkeit zu viel Ehre an. Was sollte denn eine Schaar von Bettlern an der Burg? Dieselbe könnte nur ebenso erklärt werden, wie die der Aussätzigen, nämlich dass die Hausfrau drinnen krank liegt (Bechstein zu 330,31) und man durch gute Werke die Krankheit abzuwenden sucht, indem die Bettler für die Kranke beten sollen. In Wirklichkeit ist aber die Hausfrau, wie man aus dem Folgenden sieht, ganz gesund, hat zahlreichen Besuch anderer Frauen um sich und empfängt Ulrichs Besuch mit allem möglichen Prunk. Auch lässt sich die Sache nicht etwa so denken, dass die Dame nach aussen Siechthum heuchelte, um die Elenden herbeizuziehen und Ulrichs Minneeifer somit absichtlich auf eine so überspannte Probe zu stellen. Denn da sie immer Entdeckung fürchten musste, konnte sie auch in dieser Beziehung nur so handeln, dass sie nicht auffiel. Auch entwickelten sich die Ereignisse beim Besuch so schnell, dass zu langen Vorbereitungen gar keine Zeit blieb. Die Aussätzigen aber liegen nach Ulrichs Erzählung schon längere Zeit vor der Burg 330,31: *diu hûsfrowe iezuo siech hie lît*; *dâ von man uns vil ofte hie gît pfenninge unde spîse genuoc.*

Demnach ist klar, dass die ganze Schilderung des Lebens unter den Elenden, mag man sie nun als Aussätzige oder bloss als Bettler auffassen, eine romantische Erfindung ist. Die ins einzelne eingehende widerwärtige Schilderung und all die sonstigen Nöthe, die er vor der Burg ausgestanden haben will, dienen lediglich der possen-

haften Renommage des Dichters. Darum vergisst er auch nicht, was er ausgestanden haben will, mit kräftiger Betheuerung hervorzuheben. Als er Speise und Trank mit den Aussätzigen getheilt hat, sträuben sich ihm vor Unflat 336,4 die Haare *„bî mîner höfscheit ez ist wâr.“* Er hätte eher das Leben lassen als mit der stinkenden Sippschaft essen mögen 336,15, doch um die Dame nicht zu verrathen, überwand er den Widerwillen. Den Gipfelpunkt possenhafter Aufschneiderei erreicht er aber, indem er 336,21 einen möglichen Einwand gegen seine Glaubwürdigkeit begegnet:

nu weiz ich wol, daz maneger giht,
ich kund mit disen siechen niht
deheine wîle haben gâz,
si heten wol erfunden daz,
daz ich waer miselsühte vrî.

Wer so spreche, wisse nicht, dass es eine Würze gebe, mit der man die äusseren Erscheinungen des Aussatzes hervorrufen könne; dieselbe kenne er noch. Dazu habe er sein Haar gefärbt, so dass er völlig unkenntlich gewesen sei. Ein solches Märchen konnte kaum die Leichtgläubigsten unter Ulrichs Genossen täuschen; wer verständig war, hat es auch in jener Zeit nicht geglaubt. Darum sollte aber auch Bechstein zu der Stelle gar nicht die Frage aufgeworfen haben, welches Kraut gemeint sei. Es ist hier so wenig an ein bestimmtes Kraut zu denken, wie bei dem Moly, mit dem Hermes den göttergleichen Odysseus gegen die Listen der Kirke schützte. Auffallend aber ist etwas anderes, dass nämlich Ulrich ganz vergessen hat, auch das Gegenmittel mit sich zu führen, durch dessen

Kraft er, bevor er zur Herrin aufstieg, wieder wie sonst wurde, denn diese würde sich doch wohl bedankt haben, ihren Ritter in Gestalt eines Aussätzigen minniglich zu empfangen.

Der Umgang mit den Aussätzigen erschöpft aber noch nicht die Leiden des treuen Liebhabers. Er kann am Sonntag — aus welchen Gründen ist nicht klar angedeutet — nicht empfangen werden und so muss er seine Siechenrolle noch weiter spielen. Er streicht im Gau bettelnd von Haus zu Haus und empfängt genug Almosen, die er dann, weil es sich für einen hochwohlgeborenen Herrn nicht schickt dergleichen anzunehmen, insgeheim wieder wegwirft.

Eine neue Plage steht er während der folgenden Nacht aus. Seine Herberge findet er in einem Kornfeld. Natürlich stellen sich auch alle Unbilden der Witterung ein. In schlechtem Rock und Mäntelein wird er vom Regen überströmt. Dann folgt ein Frost, vor dem er fast stirbt. Endlich zehrt ihn während der Nacht zahlreiches Ungeziefer fast auf. Wie wenig ernst es dem Dichter aber mit diesen Schilderungen ist, beweist die humoristische Stelle 340,12:

mich beiz die naht vil manic gast
und ouch für wâr manc gestin . .
Do Ereck an Enîten arm
lac, dô was im verre baz
danne mir die naht, geloubet daz.

Mit Behagen wird auch geschildert, wie sein Leidensgenosse am folgenden Tage das Ungeziefer los zu werden sucht 342,9:

er klûbte dort, er klûbte hie:
der tac im gar dâ mit zergie.
mit solher kunst ein wälsch man
niht bezzers möht dô hân getân.

Endlich ist nun der Montag Abend herangekommen und man sollte denken, es seien der Prüfungen genug. Aber noch einen derben Scherz hat der Dichter im Hinterhalt. Als es dunkel geworden ist, schleichen sich Ritter und Knappe zum Schlossgraben und vermauern sich da mit Steinen. Als nun der Hausschaffner mit 6 Leuten über den Wall die Runde macht, bleibt er gerade über Ulrichs Versteck stehen und thut „seine Unzucht" auf ihn, so dass er gar nass wird; 345,19: *der torst ich im gewerren niht; daz was ein wunderlich geschiht.* All dies ist erfunden. „Es wäre eine üble Burg gewesen, sagt ganz richtig Schönbach a. a. O., bei der es so leicht war sich zu verbergen und nachts einzudringen, als es hier scheint." Sehr charakteristisch ist es jedenfalls, dass der Höhepunkt der Erzählung ganz ohne Noth mit einem solchen derben Abenteuer ausgeschmückt wird, das in der feuchtfröhlichen Atmosphäre ritterlicher Wachtstuben gelegentlich mag ausgebrütet sein und als wirksames Lachmotiv von Ulrich natürlich nicht verschmäht wurde.

Endlich leuchtet nun aber von der Burg das verabredete Signal und Ulrich streift das schlechte Obergewand ab, um sich in einem Linnentuch in die Höhe ziehen zu lassen. Doch auch jetzt wird die Erwartung des Hörers wieder durch ein kleines Mittel gespannt. Der Ritter ist für die schwachen Kräfte der Damen zu schwer und zweimal fällt er zum Boden zurück, sobald sein Geselle unten nicht

mehr schieben kann. Da lässt er diesen zuerst aufziehen. Das giebt zunächst wieder einen Scherz, denn der Knappe ward oben als Ritter Ulrich empfangen und von der Niftel, worüber sie sich später oft schämt, mit einem Kuss begrüsst.

Der Empfang Ulrichs ist mit allem Glanz eines Artusromans umgeben. Die glänzende Kleidung der Dame wird vom weissen Hemd bis zum Schleier beschrieben und nicht minder genau das Lager, auf dem sie sitzt. Die ganze Schilderung ist aber fern von aller naiven Hingabe des Dichters an seinen Stoff. So begegnet es ihm denn auch hier (348,27), dass er dieselbe plötzlich mit der Versicherung unterbricht: *ich liuge niht*, wodurch er den Hörer natürlich mit ironischer Absichtlichkeit darauf hinweist, dass er lügt.

Auch die folgende Unterredung, bei der Ulrich seine Wünsche ganz unverhüllt und trotz des Verbotes der Dame wiederholt ausspricht, hat keinen Anspruch auf Glaubwürdigkeit[1]). Schönbach weisst darauf hin, dass sie dafür mit den Liedern allzu verwandt sei. Noch entscheidender ist mir, dass es überhaupt der guten Sitte nicht entsprach, mit Damen von Stande die Dinge so derb beim Namen zu

[1]) Die Dame erwähnt im Gespräch, ihr Mann und Herr möge ohne Angst sein, dass sie sich auf heimliche Minne einlasse; sie meide das um Gottes und ihrer Ehre willen. Darnach wäre sie also verheirathet gewesen. Diese Möglichkeit ist nicht zu leugnen, doch kann die Ehe auch ein poetisches Motiv sein, das die Grösse des Wagnisses von Seiten der Dame und die Gefahr, in der er selbst schwebt, deutlich machen soll. Sehr wohl möglich ist ferner, was Schönbach vermuthet, dass einige Uebertreibung unterläuft, wenn Ulrich die Vornehmheit seiner Dame schildert.

nennen, wie es Ulrich hier mit grösster Unbefangenheit und vollends im Gegenwart anderer Damen thut. Die Dichter sprechen sonst wohl einmal auch in Liedern vom *bîligen*, aber doch nicht in solchen, die eine Dame direkt anreden; da findet sich immer eine Umschreibung, die den gesellschaftlichen Anstand wahrt. Ulrich selbst erklärt im Lied 581,7 f, nichts thue so wohl als dass Küssen

wan daz eine, daz man nennen niht ensol.
Gerne ich von dem selben spraeche,
wan ez wunne und freude gît.
ob ich mîne zuht niht braeche,
ich nantz freuden hôchgezît . . . .

So sehen wir denn auch, dass er in allen 3 Büchlein seine Wünsche nur ganz vorsichtig von weitem anzudeuten wagt. Besonders lehrreich ist hier das dritte Büchlein. Wie ist da der Mann, der hier angeblich so brutal derb auftritt, so geschmeidig, wo er von dem Besuch spricht 384, 30: es sei ihm da so gut ergangen, dass er sich immer freuen wolle. Was solle er noch mehr an Freude, Ehre und Glück begehren. Was er je zu wünschen gewagt, sei sein eigen gewesen „*wan daz ich eines was ein gast, daz dâ heizet krône ob aller freuden lône.*“ Ebenso begnügt er sich 393, 14f mit der Umschreibung seiner Wünsche. Da demnach die authentischen Urkunden Ulrichs obige Worte von der Pflicht das Anstössige nicht direkt auszusprechen, vollständig bestätigen, ist die ganze Unterredung beim Empfang, die sich nur um sein stürmisches Verlangen des *bîligens* dreht, erfunden, ebenso wie die gleich unverhüllte frühere Rede der Dame mit dem Knappen 324, 1 f. Gerade diese

Erfindung Ulrichs aber hat ein besonderes Interesse, weil sie beweist, dass er weit davon entfernt ist, den demüthigen Weiberknecht zu spielen. Wie sich auch in Wirklichkeit die Dinge verhalten haben mögen, er stellt sich in seiner Erzählung zwar mit grösster Unbefangenheit dar als ein Mann, der sich gründlich plagt um Gnade zu finden, und dabei auch tolle Streiche nicht scheut, der aber dann auch unbekümmert um alle Mode auf vollem Genuss besteht und etwas Wüstheit gern mit in den Kauf nimmt. Die Niftel und die Herrin selbst mögen bitten und zürnen wie sie wollen, es macht nicht den geringsten Eindruck auf ihn; da sie ihn einmal in das Haus heimlich eingelassen haben, will er das Ziel seiner Wünsche erzwingen und droht es eher zur Entdeckung kommen zu lassen und sie alle zu verderben, als dass er davon abstehe, 358, 29: *Ich weiz wol, ob ich hie bestân biz morgen, daz ich vloren hân vil endelîchen mînen lîp: sô hât ouch daz vil werde wîp ir güete ir êre mit mir vlorn: sô waer ich bezzer niht geborn.* So kann denn der Ungestüme nur durch Frauenlist entfernt werden. Natürlich hütet sich auch hier Herr Ulrich, sich als den Dummen hinzustellen; er merkt die List 363, 23 und hofft der Klügere zu sein, wird aber doch durch Ueberraschung um den Lohn seiner Mühe betrogen.

Fast scheint es hier, als ob Ulrich in Opposition gegen die gesitteten Hofmenschen, die in allem nach der Schnur geschnitten sind, die alle Schranken hoch überspringende Jugendbegeisterung und Thorheit in der Schilderung seiner eigenen jungen Jahre verherrlichen wollte. Seine angebliche Trauer über die Ueberlistung ist noch grösser als

bei Neuenburg. Er poltert durch eine Bergrunse bis zu einem Weiher und hätte sich unfehlbar ins Wasser gestürzt, wenn nicht sein Geselle ihn rechtzeitig ereilt und durch allerlei gutmüthige Lügen vom Selbstmord abgehalten hätte. Auf der Burg hat der Wächter das Geschrei *ôwê ôwê* gehört und glaubt, dass der Teufel mit Geprassel durch die Rinne zu Thal fährt, wobei Steine hinter ihm her prasseln. Das Ganze gibt, wenn es auch erfunden ist, kein übles Bild. In den nachfolgenden Betrachtungen sorgt dann Ulrich dafür, dass sein tolles Verhalten im rechten Licht gesehen wird. Der Bote verweist ihm 369,21 f. seinen unmannlichen Vorsatz sich selbst das Leben zu nehmen, der ihm, wenn er bekannt werde, alles Ansehen rauben müsse. Ebenso spricht die Dame über sein Wehgeschrei 375,29: *wie behagt dir daz, geselle mîn, daz alsô vert der herre dîn .. wie stât daz werdes ritters lîp, daz er klagt als ein krankez wîp.* Ueberhaupt benutzt der Dichter hier wie sonst jede sich darbietende Gelegenheit, um die Pflicht der Fröhlichkeit einzuschärfen. Wenn er es auch sonst mit seinen Pflichten nicht übermässig genau nimmt, diese entspricht zu sehr seinem eignen wahren Naturell, als dass er, indem er sein angebliches Verhalten scharf tadelt, sie nicht als etwas durchaus Gebotenes hinstellen sollte, 374,32: *ich weiz vil wol, swie tump ich bin, daz trûriges ritters lîp erwirbet niemer werdez wîp. swelch wîp ir laet ertrûren an ir minn, dêst vaste missetân,* vergl. 358,27. Trotzdem aber dieser Gedanke durch sein ganzes Werk geht und an unzähligen Stellen hervorleuchtet, scheut er sich nicht im mindesten, um in seiner Erzählung

hier und da eine kräftige Wirkung hervorzubringen, sich selbst als von fassungslosem Schmerz ergriffen darzustellen. Dann bleibt aber wie hier die ironische Kritik nicht aus.

Die Weise, wie Ulrich aus dem Schloss entfernt wird, muss schon deshalb ungeschichtlich sein, weil sie zur Voraussetzung die nachdrückliche Forderung des *bîligens* hat, die sich uns bereits ebenso als erfunden ergeben hat wie die Gestalt der allzeit hülfreichen höfischen Knappen, der hier wieder eine hervorragende Rolle spielt. Eine Bestätigung unserer Kritik giebt uns das dritte Büchlein. Wenn der Dichter auch beklagt, dass ihm die höchste Wonne nicht geworden sei, so fühlt er sich doch zu so grossem Dank verpflichtet, dass er ihn nicht würdig aussprechen kann, 383,25: *wan dem danken waer ze krank Salomon der wîse.* Und wie passten vollends auf die erzählte Geschichte Stellen wie 386,27: *ir habt mir alsô sêre gehoehet mînen senenden sin und alle mîne sinne hin von mir gefüeret sô beidiu verre unde hô als ich in dem himel sî oder aber vil nahen bî* und 387,7: *wol mich mîner saeleclîchen vart, da ich gewan sô hôhen gewin, des ich sô hôhe getiuret bin.* Damit fällt endgültig die Erzählung von seiner Entfernung.

Nimmt man von der mächtigen Emballage ein Stück nach dem andern weg, so bleibt als fester Kern übrig, dass die Dame ihn nach der Königinfahrt einmal in der Gesellschaft vertrauter Damen in ihrem Hause mit allen Ehren empfangen hat — vergl. 3. Büchlein 384, 2: *daz ich si reine valsches vrî mir sô rehte nâhen bî in ir heimlîche tougen niht mit gastes ougen mit ir vil guotem*

willen sach. Die Dame hat ihn offenbar zu demselben Zweck empfangen, wie sie früher die erste Begegnung herbeigeführt hatte, nämlich um mit höflichen Worten ihn von sich abzuwenden. Dieser Gedanke, obwohl er in Ulrichs Tendenz nicht recht passt, klingt doch 324,12 in den Worten der Dame an den höfischen Boten durch: *nu merke reht, waz ich dir sage. ich wil in hie mit senften siten des zewâr güetlîchen biten, daz er mich lâz gar dienstes vrî, als liebe ich im ze vriunde sî.* Ihre Absicht hat sie freilich nicht erreicht; Ulrich hielt sich, wie das 3. Büchlein zeigt, an die Höflichkeit des Empfanges und hoffte, nachdem er überhaupt einmal vorgelassen worden war, mit der Zeit auch weiter zu kommen. Seine ritterliche Ehre war bei diesem Dienst einmal verpfändet. Mochte ihm anfangs vielleicht eine tiefe Empfindung beseelt haben, so konnte das bei einem so überlustigen Charakter ohne jeden Erfolg doch nicht Jahre lang vorhalten; aber seine Freunde, die ganze Gesellschaft wusste, dass er ein Frauendiener war, nun musste er auch einen Erfolg aufzuweisen haben. Darum sind die freundlichen Bitten der Dame, von ihr abzulassen, vergeblich, ja gerade jetzt, nachdem sie durch seinen Empfang einen fast unvorsichtigen Schritt aus ihrer bisherigen Reserve gethan hat, hofft er in fortgesetzter Verhandlung sie schliesslich doch zu bethören.

---

6. Das Ende des ersten Dienstes.

Im Jahre 1227 sollte der oft verschobene Kreuzzug Friedrichs II. nach Palästina abgehen. Als nun Ulrich die Dame mit seinen Bewerbungen weiter bedrängt, hofft sie den Mann mit guter Art los zu werden, wenn sie ihn auf den Kreuzzug schickt. Da draussen verdarb ja so mancher, vielleicht raffte auch ihn das Klima oder das Sarazenenschwert weg; dann hatte er sich um den Preis des irdischen Lebens die Himmelskrone erworben. Kehrte er aber zurück, dann hatte die gefährliche und lange Kriegsreise seinen Sinn vielleicht geändert — jedenfalls aber hatte sie, wenn er ging, für längere Zeit Ruhe. Das mochten die Gedanken sein, als sie Ulrich zur Kreuzfahrt aufforderte.

Die Verhandlungen, mit denen Ulrich in der Erzählung wieder seinen alten Botenfreund betraut, stellen zunächst fest, dass er bis dahin noch nicht das mindeste erreicht hat. Er legt der Dame 376,29 die Worte in den Mund: *du weist vil wol, geselle mîn, daz ich noch nie den dienest sîn wolt für wâr mich angenemen.* Das soll nun anders werden. Die Dame verspricht, wenn wir der Erzählung Glauben schenken dürften, als Lohn völlige

Hingabe, 377,5: *ich gibe ze lône im mînen lîp, ich lône im sô, daz nie kein wîp gelônt für wâr ir ritter baz.* Die Bedenken, welche Ulrich thatsächlich wegen der Fahrt hat, legt er nach seiner Art dem Phantasieboten in den Mund, der ihre Schwierigkeit kräftig hervor hebt. Das versetzt den Ritter dann in die dankbare Rolle, dass er trotzdem, ohne sich auch nur zu besinnen, seine Bereitwilligkeit erklärt die Forderung zu erfüllen.

Wir kennen unseren Dichter nun genugsam, um von vorn herein zu wissen, dass sich die Dinge etwas anders verhielten, als er erzählt; das dritte Büchlein, das in seiner zweiten Hälfte die Forderung der Kreuzfahrt bespricht, bietet uns auch hier das Material für den direkten Beweis. Ulrich entwickelt dort in aller Ausführlichkeit die Bedenken, die er vorher seinem Boten geliehen hat, um sie dann selbst entschlossen zurückzuweisen. Er giebt zunächst 388,6 in seiner höfisch-gewandten Art zu verstehen, dass er der Dame nicht traut:

waz meinet si, die guote
mit alsô fremdem muote
mit sô wunderlîchen siten,
daz si vrouwe geruochet biten
daz dîn lîp ein vart bestê
durch ir willen über sê.

Sie habe ja doch keine Sünde, die er durch die Fahrt für sie büssen könne. Dann aber schilt er das sinnlose Herz wegen solcher Einwendungen; er selbst habe ja immer gebeten, zu sagen, was er für sie thun solle. Ihr Gedanke sei es wohl, dass er büsse, was er an ihr und Gott versäumt habe. Vor der Fahrt aber sei es nöthig, dass sie ihm die rechte Zeit und die Art derselben bescheide.

Dann hebt er die Schwierigkeiten derselben hervor, auch das religiöse Bedenken, dass Christus sie für sich allein wolle. Wenn er sie gleichwohl in ihrem Dienste ausführe, so dürfe er aber auch bitten, dass er aus ihrer Hand Kreuz, Tasche und Stab empfange (391, 31) und dass sie ihm auch ihren Segen dazu gebe, nämlich ihren Gruss und besten Kuss. Dass er auch noch weiteren Lohn im Sinne hat, deutet er mit bekannter Vorsicht 393, 14 an: *got gebe, daz dâ nieman bî durch spehen noch durch melden sî wan aleine wir beide.* Werde er so entlassen, so solle ihn kein Donnerschlag, auch nicht Wind und Welle an der Fahrt irre machen.

Aus dem Büchlein ergiebt sich mit Sicherheit, dass die Dame ihm keineswegs als Lohn der Reise so sichere Aussichten auf völlige Erhörung gemacht hatte, wie er in der Erzählung 377, 5 angiebt: *ich gibe ze lône im mînen lip.* Von Seiten der Dame handelt es sich um nichts weiter, als dass er auf ihr Geheiss die Fahrt unternimmt; indem er sich ihrem Wunsch fügt, wird er nach der Sprache der Zeit ihr Ritter, und so dankt er ihr denn 387, 18 dafür, *daz ir, vil saelic, vrowe mîn, mich heizet iwern rîtter sîn und mîn nemt so grôze war, daz ir geruochet, daz ich var für iuch des herren gotes vart.* Wenn auch die Männer selber aus ihrem Ritterdienst das Recht auf Gewährung jeder Gunst ableiten, so ist das doch nicht im Sinne der Dame, die gerade das vermeiden will, was er wünscht. Ueber irgend welchen Lohn hat sie sich jedenfalls nicht geäussert, denn man müsste andernfalls erwarten, dass er dann im Büchlein daran anknüpfte.

Sodann geht aus dem Büchlein mit voller Klarheit hervor, dass Ulrich sich keineswegs ohne weiteres ihrem Wunsch fügt, sondern nur unter der Bedingung vorausgehenden Lohnes. Sein wirkliches Verhalten ist nicht sonderlich romantisch und ideal schwärmerisch, sondern vielmehr kühl berechnend und schlau bis zur Raffinirtheit. Mit kluger Politik geht er scheinbar auf die Forderung der Dame ein, weiss aber, ohne seine Biedermannsmaske völlig fallen zu lassen, sich so zu wenden, dass sie entweder auf die Fahrt verzichten oder sich ihm vorher ergeben muss. Schliesslich wollte jedes das andere dupiren, aber beiden misslang es, weil sie sich gegenseitig durchschauten.

Die ganze Situation hat in ihren Voraussetzungen eine merkwürdige Aehnlichkeit mit der, welche Reinmar von Hagenau auf den dritten Kreuzzug führte — vgl. Altheim. Minnesang S. 154. Auch Reinmar war durch eine Botschaft der längere Zeit vergeblich umworbenen Herrin zum Kreuzzug bewogen worden. Aber welcher Unterschied in den Charakteren der beiden Dichter! Ein leichter Hoffnungsschimmer, ein liebes *maere* (MF. 110, 12 *wil er ze friunde mich gewinnen, sô tuo mit allen sînen sinnen daz beste und hüete sich dabî, daz mir iht kome ze maere, wie rehte unstaete er sî: waer er mîn eigen denne, ich lieze in vrî)* versetzt den treuherzigen Biedermann in selige Stimmung. Auf der Fahrt träumt er von der Erfüllung seiner Hoffnungen MF 184,15; wenngleich ihm nicht entgeht, dass die Dame sich in strengem Sinne zu nichts verpflichtet hat, so hofft er doch von ihrer Billigkeit Gnade 184,33. So kommt er nach Hause

zurück, um eine gründliche Täuschung zu erleben 155,2. So unbestimmte Aussichten, wie sie der Naivetät eines Reinmar genügten, konnten einen Lichtenstein freilich nicht bestimmen. Da seine Dame wie früher so auch jetzt auf geheime Minne sich nicht einlassen will, fällt es ihm auch nicht ein, die Fahrt anzutreten. Sie verbittet sich nun augenscheinlich weitere Botschaften 395,30 und 399,1) und so verläuft der kurze Verkehr wieder im Sande.

Ein so prosaischer Vorgang genügt natürlich dem Sensationsbedürfniss unseres Poeten nicht. Das liesse seine ritterliche Ehre nicht zu, dass die Geschichte zu Ende ginge, ohne ihm einen vollen Erfolg gebracht zu haben. So versichert er denn zunächst in seiner Erzählung, die Dame habe seine Bedingungen angenommen und ihn aufgefordert, sich bereit zu halten (395,22). Dass aber die Geschiehte sich zunächst nicht weiter entwickelt, erklärt er durch die Furcht der Dame, man könne auf den häufigen Botenverkehr aufmerksam werden, wesshalb sie gefordert habe, dass derselbe für einige Zeit ruhe. Während er sich aber nach der Erzählung 396,21 in geduldigem Warten freut, dass er sie noch einmal sehen soll, weiss das Lied 397,1 f nicht das mindeste von solcher guten Aussicht; es besteht aus Klagen und Bitten und fasst v. 19 die Möglichkeit ins Auge, dass er ihrer Güte und seiner langen Stäte nicht geniessen werde. Seine Lieder sind jetzt, wo aller Verkehr ruht, die einzigen Boten, die er senden kann. Je kleiner aber seine Hoffnung auf Erhörung, um so dringender werden 399,9 f seine Bitten. Seine Lieder erhalten theilweise einen elegischen Ton, der z. B. 401,11 lebhaft an Reimar MF 199,23 anklingt.

Gerade dies Lied hat nun nach Ulrichs Erzählung 401,13 die sonderbare Wirkung, dass die Dame sich entschliesst, ihn zu sehen und zu belohnen. Sie lässt ihn kommen und thut ihm ihren Willen kund; mehr dürfe er, so deutet er 401,28 geheimnissvoll an, aus Zucht nicht verrathen. Die Fahrt aber sei ihm erlassen worden, da die Dame ihn gern im Lande gesehen habe und sein Trauern habe sich nun in Hochgemüte verwandelt. Es ist nicht nöthig, diese Renommage im einzelnen als unwahr zu erweisen; die sämmtlichen folgenden Lieder stehen mit ihr in unversöhnlichem Widerspruch. So heisst es z. B. in dem Lied XV, das unmittelbar auf die Erzählung von der angeblichen Erhörung folgt, 402,24: *mîn frowe tuot an freuden mir den tôt* und 403,1: wenn seine Klage gar nichts helfe, so müsse er notwendig sich ein ander Los suchen. Im Lied klagt er 405,1: *si ist âne schulde mir haʒlich erbolgen*, dagegen in der gleich darauf folgenden verbindenden Erzählung heisst es (v 23: *ich was ot frô und hôchgemuot, vor allem trûren gar behuot.* Es folgen dann noch einige Lieder allgemeinern Inhalts, in denen die natürliche Fröhlichkeit seines Wesens wieder stärker hervorbricht, aber immer vermischt mit Anspielungen auf die unbeugsame Strenge der Dame.

Da tritt plötzlich eine schroffe Wendung hervor: 411,11: *des sumers tet mir diu vrowe mîn ein dinc, wold got, s o l t d a ʒ s î n, d a ʒ i c h ʒ v o r ʒ u h t i u s o l d e k l a g e n, daʒ ie kein alsô werdeʒ wîp beswaert alsô ir friundes lîp.* Dass in der That ihm etwas sehr Unangenehmes widerfahren ist, bezeugt die Uebereinstimmung der zunächst folgenden Lieder mit diesem

Bericht. Hat er früher sich mit einigen zahmen Klagetönen in Reinmars Art begnügt, so wird er jetzt masslos heftig. Er klagt 412,9 die Dame wegen Mordes und Raubes an und betheuert v 25, wenn er sagen wolle, was ihm geschehen sei, müsse sie darüber erröthen. Doch bricht er in diesem Lied noch nicht ganz ab. Ehe er ihr seine volle Feindschaft ansagt, erklärt er sich 413,4 noch zu gütlicher Beilegung des Streites bereit, deutet zugleich aber auch an, dass er seinem Zorn folgen werde, wenn kein Ausgleich erfolge. Aber auch dieses Lied wie das darauf folgende 414,3, das ebenfalls noch nicht alle Brücken abbricht, macht auf die Dame nicht den geringsten Eindruck. Da setzt endlich auch Ulrich jede Rücksicht bei Seite. Um sie zu kränken, singt er 416,28 ein Scheltlied von solcher Schärfe, wie uns kein zweites aus alter Zeit überliefert ist. Er nennt sie eine falsche, die Weibes Ehren gram sei; 417,18: *mich muoz an ir immer riuwen wîbes nam, sît si von ir scheidet wîbes scham.* Er wirft ihr Untreue und Unstäte vor; sie sei veränderlich wie Aprillenwetter. Aehnliche Vorwürfe folgen in den nächsten Liedern, obwohl in weniger heftiger Form.

Man darf es glauben, was Ulrich in der verbindenden Erzählung 418,17 nicht ohne ein gewisses Behagen bemerkt, als die Dame dieses Scheltlied vernommen, sei ihr „Hochgemüte lahm“ geworden: *si zürnt und wart vil gar unfrô. daz ich von ir gesungen sô het, daz was ir ungemach. waz dan? dar nâch sîn mêr geschuch.* Der Vorwurf der Unbeständigkeit war objectiv betrachtet jedenfalls gänzlich ungerechtfertigt. Man kann von dieser uns dem Namen nach unbekannten deutschen Frau nur

mit voller Hochachtung sprechen und ihr Verhalten hat nichts, was der sittlichen Empfindung unserer Zeit widerspräche. Gegenüber den landesüblichen, ebenso so sicher auftretenden wie falschen Behauptungen von der unsittlichen Basis der höfischen Kultur kann man mit gutem Recht behaupten, dass gerade die gebildeten Frauen jener Zeit auch sittlich am höchsten standen. Ulrichs Dame bietet dafür einen Beleg. Ihre abweisende Haltung seinen Wünschen gegenüber ist sich immer gleich geblieben, nur die Mittel waren verschieden, mit denen sie ihr Ziel zu erreichen suchte. Darin mag das subjektive Recht Ulrichs beruhen, dass er ihr Unbeständigkeit vorwirft; es erregte wenigstens, als sie ihn empfing und später, als sie ihn zur Kreuzfahrt aufforderte, den Schein eines gewissen Interesses, auf den dann der abkühlende letzte Wasserstrahl sehr unerwartet kommen mochte. So wird einigermassen sein Vorwurf der Unstäte verständlich. Uebrigens kann man nicht erwarten, dass die Vorwürfe eines abgewiesenen und rachsüchtigen Liebhabers auch nur subjektiv im strengsten Sinne wahr seien. Ulrich will vor allen Dingen sich rächen, die beharrliche Abweisung ihr vergelten; auf die Vorwürfe, die er ihr macht, ist bei solcher Absicht natürlich nicht viel zu geben.

Was es gewesen sein mag, das unseren Minnehelden so sehr in Harnisch brachte, wissen wir nicht. Dass Ulrich ihre „Unthat“ verschwieg, das können wir nicht mit Bechstein (Einleitung XXIX) seinem Zartgefühl gutschreiben, sondern vielmehr seiner Eitelkeit. Er spielte nämlich bei dem Vorgang jedenfalls keine Rolle, die er Anlass gehabt hätte, den Leuten auszumalen und wenn er

auch sonst nicht ängstlich ist, sich zuweilen nach unserer Auffassung Thorheiten fälschlich zuzuschreiben, so waren dieselben doch immer von der Art, dass sie bei seinen ritterlichen Standesgenossen in irgend einer Weise Anklang und Anerkennung, Heiterkeit und Verwunderung erwecken konnten. Von der ihm widerfahrenen Abkühlung galt das nicht, denn jedenfalls können wir Bechsteins Vermuthung a. a. O. nicht wahrscheinlich finden, die Dame sei seiner Zudringlichkeit in leidenschaftlichem Zorne begegnet, habe ihn vielleicht vor Zeugen abgewiesen, so dass er es seiner Ehre schuldig war, aus ihrem Dienste zu scheiden. Soll einmal vermuthet werden, so führen uns die vorhandenen Andeutungen auf einen viel drastischeren Vorgang. Schon 5 Jahre vorher hat sie ihm, als er nicht aufhörte, sie anzusingen und um Gunst zu bitten, eine energische Botschaft geschickt, 127, 18: *daz er mich lâze gewerbes vrî, als liep im al sîn êre sî. und wil er sichs gelouben niht, ich füeg, daz im dâ von gechicht daz ers hât schaden immer mê: sô het erz baz verlâzen ê.* Als er dann nach 2 Jahren durch den Venuszug das allgemeine Interesse auf sich und die Dame, für die er ein so seltsames Treiben begann, gezogen hatte, machte sie durch den Empfang den vergeblichen Versuch, ihn zur Ruhe zu bringen; ebenso scheiterte ihr Plan, ihn durch den Kreuzzug ausser Landes zu senden. Noch 2 Jahre verinnen und immer häufiger ertönt seine Klage. Da macht sie endlich Ernst. Es ist ein *swaches leit* (411, 17), das ihm widerfahren ist, d. h. eine seinem Stand nicht gebührende Behandlung und eine Unthat 413, 25. Er will diese im Lied 412, 24 in der Hoffnung, dass sie es wieder

gut mache, noch verschweigen, es würde aber ihre Wangen schamroth machen, wenn er es berichtete; dasselbe hat ihn endlich *âne widersagen*, also unerwartet getroffen und so, dass sie dabei hohes Muthes war 412, 11. Nach alledem ist nicht daran zu denken, dass sie den fast unheilbaren Minnejäger in leidenschaftlichem Zorn etwa vor Zeugen abgewiesen habe, sein Liebeseifer muss vielmehr, als er auf Amors Fährte schlich, in eine ganz unvorhergesehene Falle gerathen zu sein. Es brauchen nicht gerade ganz unritterliche, plötzlich über ihn herfahrende Prügel handfester Knechte gewesen zu sein, aber jedenfalls gerieth er in irgend eine lächerliche und sein ritterliches Selbstgefühl tief kränkende Situation. Wenn die Dame bei einer solchen Verspottung Ulrichs nicht das mindeste Zeichen von Mitgefühl zeigte und „*hohes muotes*“ blieb, so lässt sich der Funke von Hoffnung, den er in dem Scheltlied noch hegt, fast nur so erklären, dass er doch im Stillen noch schwankt, ob sie selbst die Anstifterin der That war. Seine Erklärung 413,4 aber, dass er sich auch jetzt noch wolle besänftigen lassen, ist von ihrer Seite in keiner Weise beachtet worden. Da sie nun ihre Unthat nicht gut machte 413,25, schied er aus ihrem Dienst und wurde so ein frauenfreier Mann[1]). Als solcher unterliess er es nicht, die frühere Geliebte durch eine Anzahl Scheltgedichte nach Möglichkeit zu ärgern. Hinterher beklagt er zwar in den erzählenden Strophen des Frauen-

[1]) Die angeführten Liederstellen widerlegen auch Schönbachs Auffassung vom Anlass des Bruchs: „Ulrich kam dahinter, dass die Herrin einen andern bevorzugte und musste wohl oder übel abbrechen.“

buches, dass er die „*unzuht*“ gethan habe, von seiner Dame übel zu reden (416,2 und 413,17), indessen hat er daran nicht zu schwer getragen, wie man aus seinem wiederholten Bericht, dass die Dame über seine Lieder sich geärgert habe 418,18 und 420,9, schliessen darf. Die Scheltlieder, welche der fröhlichen Natur des Dichters nicht recht entsprechen, müssen übrigens bald neuen Liebesliedern Platz machen; er erzählt 427,13, eine tugendreiche Dame habe ihn gebeten, jene zu lassen; sie stünden ihm übel an.

Nachdem er nun einige Zeit als frauenfreier Mann in „*wânwîsen* 427,28 gesungen hat, findet er in einer andern Dame einen empfänglicheren Gegenstand für seine Huldigungen. Auf diesen 2. Minnedienst ist es nicht nöthig einzugehen, weil sich des Thatsächlichen hier fast nichts findet. Ein paar allgemeine Andeutungen, die ihm gelegentlich das Ansehen eines vollbegünstigten Liebhabers geben sollen, aber durch spätere Stellen als leere Phrasen erwiesen werden, sowie die 2 aus litterarischen Motiven entstandenen Wächterlieder werden keinen Verständigen bestimmen zu glauben, dass er mehr gewesen sei, als, um einen Ausdruck Reinmars zu gebrauchen, ihr „*redegeselle*“.

Rückblick und Folgerungen.

Wie war es doch möglich, dass das Märchen von Ulrichs Liebesthorheiten so lange Glauben finden konnte? Vielleicht hat manchen die ermüdende Breite und die oft spürbare Nachlässigkeit der Darstellung von einer genaueren Nachprüfung abgehalten. Sodann athmet aber auch der Vortrag jene biedermännische Treuherzigkeit, die auch dem Unmöglichen einen natürlichen Anstrich zu geben weiss und nicht von vorn herein ahnen lässt, dass man es mit einem Schalk zu thun hat. Gleichwohl lässt sich, wenn man die richtige Anfangsstelle für die Kritik einmal gefunden hat, das ganze Gewebe so leicht aufziehen, dass mich beim Niederschreiben der bisherigen Erörterungen immer wieder das Bedenken beschlich, ob denn eine so ausführliche Widerlegung überhaupt nöthig sei. Vielleicht hätte ich mich in der That kürzer fassen sollen. Wenn ich aber immer wieder auf die Versicherung stiess, die Erzählung sei durchaus zuverlässig und trage den Charakter ungeschminkter, naiver Wahrheit, wenn ich sah, dass auch die knappen kritischen Andeutungen, die bisher gemacht wurden, entschiedenen Widerspruch erregten, so wurde es mir doch wieder zweifelhaft, ob die einmal festgewurzelte

Vorstellung sich so leicht werde ausrotten lassen. Aus diesem Zweifel heraus scheint es mir auch, bevor wir zu den Folgerungen übergehen, nützlich, zu dem vielen Ueberflüssigen, das bereits gesagt ist, noch einiges Weitere hinzuzufügen und das kritische Fundament, auf dem das Gebäude errichtet ist, noch einmal einer Prüfung zu unterwerfen.

Wir stützten uns in erster Linie auf die Angaben in den Büchlein. Die thatsächlichen Angaben der ersteren sind im Ganzen spärlich und wer es unternehmen wollte, aus ihnen allein die Entwicklung des Liebesverhältnisses zu erschliessen, wie es bei anderen Minnesängern auf Grund ihrer Lieder so oft versucht wurde, müsste kläglich scheitern. Nirgendwo aber erregen dieselben irgend einen Verdacht, ebenso wie die viel gehaltreicheren der Büchlein. Beide sind aus den Erlebnissen des Dichters unmittelbar erspossen und spiegeln daher die Wirklichkeit treu wieder. Da ihre Entstehung sich über eine lange Reihe von Jahren vertheilt, kann sich bei ihnen natürlich nicht wie bei der später in einem Guss entstandenen Erzählung irgend ein leitender Grundgedanke, eine Tendenz die Wirklichkeit zu fälschen geltend machen. Dass aber nicht nachträglich Aenderungen an ihnen vorgenommen wurden, um sie der Erzählung anzunähern, steht ausser allem Zweifel. Wenn man auch davon ganz absieht, dass dieselben von früher her verbreitet und bekannt waren, so musste doch die geschlossene Kunstform der Lieder und die gefeilte Darstellung der Büchlein solche Aenderungen verhältnissmässig zeitraubend machen. Ulrich aber zeigt sich in seiner Erzählung so flüchtig, so unbekümmert um die gröbsten

sachlichen Widersprüche, dass man deutlich sieht, sein ritterliches Hochgemüthe fühlte sich über solche Kleinigkeiten unendlich erhaben. Thatsächlich finden sich denn auch solche Widersprüche, die, wenn er auf genaue Uebereinstimmung Werth gelegt hätte, gar nicht übersehen werden konnten. So erscheint er namentlich nach dem Aufgeben der Kreuzfahrt in den Liedern durchaus verstimmt, während er in der Erzählung den glücklichen, fröhlichen Liebhaber spielt.

Die Lieder und Büchlein haben demnach für die Untersuchung dokumentarischen Charakter und wo die viele Jahre später hinzukommende Erzählung mit ihnen in Widerspruch steht, kommt ihnen von vorn herein grössere Glaubwürdigkeit zu.

Ganz anders steht es mit den Briefen, die Ulrich von verschiedenen Damen erhalten haben will. Nur ein einziger, die abweisende Strophe 65,25

Ez sprichet manic man,
Des in sîn herze nicht gelêren kan

muss als echt gelten. Dafür sprechen nicht blos wichtige sachliche Gründe, sondern auch mit aller Entschiedenheit die Form, wie Bechstein richtig bemerkt. Die groteske Unregelmässigkeit der Verse, die Wackernagel geradezu missrathen nennt, und die Unbehülflichkeit des Ausdrucks beweisen, dass die Strophe von jemand gedichtet wurde, der in gebundener Rede ungeübt war. Gerade im Gegensatz hierzu verräth sich in allen andern gereimten Briefchen (99,29; 101,17; 195,25; 231,29), wie wiederum Bechstein in Uebereinstimmung mit uns, aber ohne alle Beziehung zu den von uns daraus gezogenen Schlüssen bemerkt hat,

Ulrichs Art in Stil und Ausdrucksweise. In allen ist die metrische Form einfach und sie waren also für einen so gewandten Dichter bei der Abfassung seines Werkes ohne viel Zeitverlust leicht zu entwerfen. Endlich treten bei allen zum Theil erhebliche sachliche Anstösse hervor, welche den Verdacht der Unechtheit verstärken. Demnach durften wir annehmen, dass dieselben nicht authentisch, sondern von Ulrich im Interesse seines Werkes nachträglich gedichtet worden sind.

Wer den guten Glauben an Ulrichs Biederheit trotz unserer Ausführungen noch nicht verloren haben sollte, der wird vor allem geneigt sein, einen Mangel an Logik darin zu erblicken, dass ich der Erzählung jede Glaubwürdigkeit abspreche und mich doch auch wieder auf einzelne Theile derselben stütze. Ist das nicht bare Willkür? Die Thatsache ist freilich richtig und somit wäre ich denn reif, wissenschaftlich gehangen oder geköpft zu werden. Indessen versuche ich zunächst noch wie alle Delinquenten mein Glück und leugne die Rechtmässigkeit der Beschuldigung. Nicht nach Gutdünken wählten wir die Aussagen aus, die wir für echt oder erfunden hielten, sondern die Vergleichung der Lieder und Büchlein gab uns für die Beurtheilung derErzählung einen sichern Massstab. Ueberall zeigte sich in letzterer das Bestreben, einfache Vorgänge aufzubauschen und durch romantische Erfindungen auszuschmücken. Wir erinnern z. B. daran, dass Ulrich den in Folge eines Tjost verlorenen Finger nach der Erzählung sich freiwillig abhacken lässt. Bei dem Mangel an Durcharbeitung aber haben sich die Spuren der Wirklichkeit nicht überall verwischen lassen. Nur als

eine solche Spur lässt es sich erklären, dass 376,29 der Dichter der Dame die Worte in den Mund legen kann: *du weist vil wol geselle mîn, daz ich noch nie den dienest sîn wolt für wâr mich an genemen.* Das steht in direktem Gegensatz zu allem, was Ulrich bis dahin an Erfolgen zu berichten hatte, besonders zu dem Ringlein der Königinfahrt, stimmt aber mit dem, was man auf Grund der Lieder und Büchlein erwarten muss, aufs Beste überein und giebt mit deren Andeutungen vereinigt eine Entwicklung, die vor der Erzählung den Vorzug innerer Wahrscheinlichkeit hat. Alle diese Andeutungen, auf die wir uns stützten, sind einfacher, minder phantastisch, aber auch unbedeutender und reizloser als die entgegenstehenden Angaben und es lag also auch kein Grund vor, sie zu erfinden. Es liegt demnach auf der Hand, dass nicht die auf den Effekt gearbeitete Erzählung, sondern der schlichtere, weniger poetische Verlauf der Dinge, wie er sich aus den der Haupterzählung widersprechenden, unbedachten einzelnen Bemerkungen und den Liedern und Büchlein ergiebt, der Wirklichkeit gerecht wird.

Aber auch wenn Ulrichs Erzählung ohne Lieder und Büchlein überliefert und jene widersprechenden Angaben durch eine sorgfältige Redaktion beseitigt wären, müsste man trotz dieses Mangels einer thatsächlichen Kontrolle derselben misstrauen. Denn unmöglich kann man das Werk bei genauerer Betrachtung als eine schlichte Nacherzählung wirklicher Vorgänge gelten lassen; dafür tritt das konstruktive Element und die Planmässigkeit der Anlage zu sehr in den Vordergrund. Wir sahen, wie der Dichter planmässig mit Liebes- und Kampfesscenen wechselt, wie

er mit kluger Berechnung die lange Reihe der Tjoste auf der Königinfahrt durch einige Liebesabenteuer unterbricht, wie er durch wiederholte, sich steigernde Hinweisungen auf die Schwierigkeit seiner Thaten dieselben in das rechte Licht zu setzen sucht. So warnen vor dem Beginn der hohen Minne der Leib, die Niftel und am nachdrücklichsten die vornehme Dame selbst. Ebenso zeigt sich die Steigerung beim Lippenschneiden und dem Rendezvous. Ueberall weist des Dichters eitles Sensationsbedürfniss uns auf das Wunderbare der Begebenheiten selbst hin, er kokettirt mit seiner Tollheit. Das Absichtsvolle in seiner Erzählung tritt, wie dieselbe uns jetzt vorliegt, besonders deutlich da hervor, wo er seinen früheren Plan ändert. Bei dem Liebesabenteuer zu Neustadt heisst es anfangs, die Dame habe sich in ihrem Brief genannt, dann aber wird es für die weitere Entwicklung als zweckmässiger befunden, dass sie unbekannt sei, weil er so ihre Geschenke nicht zurückgeben kann und dadurch den späteren Vorwurf der Unbeständigkeit 301,1 motivirt. Noch auffälliger tritt diese Aenderung darin zu Tage, dass der bereits im Ausschreiben der Venusfahrt vorgesehene Turnei zu Neuburg als Dank für das Geschenk des Ringleins wie etwas ganz Neues beschlossen wird. An solchen Beispielen merkt man, wie wenig dem Dichter die Thatsächlicheit der Vorgänge bedeutet, wie leicht es ihm wird, dieselben aus irgend einem Gesichtspunkt umzugestalten. Mag das immerhin für seine dichterische Befähigung sprechen, die Glaubwürdigkeit seiner Erzählung wird dadurch vernichtet.

In der That spürt man auch, sobald man einmal das ironisch-humoristische Lächeln bemerkt hat, das dem

Erzähler um die Biedermannsmiene zuckt, dass derselbe nicht im mindesten an seine Heldenthaten glaubt. Es ist darum ein Irrthum, ihn mit Schönbach einen humorlosen Don Quichote zu nennen. Die treuherzige Beschränktheit des überspannten Idealismus geht ihm vollständig ab; er erzählt zwar Donquichoterien, aber er belustigt sich dabei über die gläubigen Seelen, die so naiv sind ihm zu trauen und gewöhnlich bleibt, wenn er eine recht tolle Geschichte erzählt hat, der possenhafte Zusatz nicht aus. Ich erinnere nur an die Klage über die Ungnade der Dame 303,18: *vor jâmer krachten mir den lit als dâ man brichet spachen vil. diu klage was niht kindes spil.*

Am klarsten aber lässt sich schliesslich die Unwahrhaftigkeit seiner Erzählung an dem Uebermass von Beteuerungen erkennen. Man sieht daraus, dass derartige Aufschneidereien bei ihm etwas Gewohnheitsmässiges waren. Was für alltägliche Dinge glaubt dieser Mann nicht feierlich betheuern zu müssen, wobei fordert er uns nicht ausdrücklich zum Glauben auf! Wir sollen ihm glauben, dass die Ritter kampfbegierig waren wie Federspiele, dass er fest im Sattel sass, dass er allein im Bade war, dass eine Menge Menschen seinen Aufzug anstaunte, oder gar, dass das von einer Dame ihm verehrte Hündlein wunderschön war — 114,26: *ich sage für wâr iu daz bî got und gihe niht wan als ich dô jach, daz ich nie schoenern hunt gesach.* Etwas bewusst Komisches, etwa wie wenn heutigen Tages ein Lieutenant etwas auf Taille versichert, haben die Betheuerungen bei seiner Höfischkeit 74,26; 198,9; 329,9; 336,3; 346,18. Gerade in den drei letzten Fällen handelt es sich um zweifellose

Erfindungen. Bei seiner Höfischkeit ist er nämlich an einem Tage 36 Meilen geritten und standen ihm die Haare zu Berge, als er mit den Aussätzigen ass; bei seiner Höfischkeit ist es auch wahr, dass die Damen ihn 3mal zum Balkon aufzogen und immer wieder fallen lassen mussten, weil er zu schwer war. Offenbar erwartete und verlangte Ulrich gar keinen Glauben und die Betheuerungen, die meist gewohnheitsmässig eingeflochten sind, sollen, wo sie stärker hervortreten, vielmehr den Zweifel und die Heiterkeit der klügeren unter den Zuhörern anregen. Diesen Eindruck wenigstens macht es, wenn er eine phantastische Beschreibung plötzlich mit der Betheuerung unterbricht: ich lüge nicht; so 186,30 und 348,27. Der stärkste Beweis aber, dass es ihm bei seinen Zuhörern nicht auf Glauben ankommt, ist darin zu sehen, dass er 116,15 um eines Scherzes willen sich ohne Zögern einen Meineid zuschreibt. Gegenüber so unleugbaren Thatsachen ist die vermittelnde Annahme, Ulrich berichte zwar manches Unrichtige, habe es sich aber so eingeredet, dass er selbst daran glaube, eine Unmöglichkeit. Vielmehr ist er der Mann der gesellschaftlichen Scherzlüge, der vor allem unterhalten will und darum von der ängstlichen Schulgelehrsamkeit später Jahrhunderte gar nicht so feierlich ernst genommen zu werden verdient. Spannung und Erheiterung sind das freilich nicht immer erreichte Ziel seines Ehrgeizes und wir dürfen zuversichtlich darauf rechnen, dass um diesen Preis seine ritterlichen Standesgenossen ebenso bereit waren ihn wegen seiner Erfindungen zu absolviren, wie man es heutigen Tages einem flotten Erzähler gegenüber bei fröhlicher Maibowle thun würde.

Bei dieser Auffassung von Ulrichs Stellung zur Wahrheit und Wirklichkeit der geschilderten Vorgänge muss sich nun auch nothwendig das Urtheil über den Charakter des Mannes und die litterarische Bedeutung seines Werkes ganz anders als bisher gestalten. Darüber noch einige Worte.

Ulrichs Charakter musste uns nach dem, was wir bisher über ihn wussten, ganz unverständlich sein. Auf der einen Seite erschien er als der „hirnverbrannte Narr," der sich nicht damit begnügte, im Minnedienst die tollsten Streiche auszuführen, sondern sich auch im Alter noch dieser Tollheit rühmte und sie der ritterlichen Jugend als nachahmungswürdiges Muster vorhielt. Auf der andern Seite rufen die zahlreichen Urkunden, die er als Zeuge oder Richter mitvollzog „den Eindruck einer ausgebreiteten und bedeutenden weltlichen Thätigkeit des Minnesängers hervor" (Schönbach). Dieser Eindruck wird noch verstärkt durch die hervorragende politisch-militärische Rolle, die er lange Jahre spielte; namentlich in den Wirren, welche nach dem Tode des letzten Babenbergers ausbrachen, zeigt er sich als ein bis zum Eigennutz kluger und jedenfalls durchaus nicht phantastischer Politiker. Am meisten scheint Falke in seiner Geschichte des fürstlichen Hauses Lichtenstein I, 58 die psychologische Schwierigkeit dieses Gegensatzes empfunden zu haben. Er erklärt sich Ulrichs Charakter so, dass die beiden Seiten seiner Thätigkeit eigentlich nicht neben einander liegen, sondern nacheinander folgen. „Das phantastische Ritterthum bildet die eine Hälfte seines Lebens, das praktische die 2., und der Dichter liegt allenfalls dazwischen. Mit der poetischen Erzählung seiner jugend-

lichen Abenteuer und ritterlichen Liebes- und Turneifahrten und der Sammlung seiner während derselben verfassten Lieder darin schliesst die 1. Hälfte seines Lebens ab, um sodann, nachdem er kurz darauf ein, man möchte sagen, sozialpolitisches Gedicht hat folgen lassen, ganz der politischen Thätigkeit anzugehören.“ Diese Erklärung ist nun freilich haltlos, denn lange bevor Ulrich den Frauendienst dichtete (1255), finden wir ihn (1245) als Landeshauptmann und Oberrichter der Steyermark in dem höchsten politischen Amt, das sein Herzog zu vergeben hatte. Der kluge, energische und rücksichtslose Herzog Friedrich II. war gewiss nicht der Mann, in gefährlicher Zeit einen Phantasten an eine so wichtige Stelle zu setzen. Die Urkunden über seine sonstige Thätigkeit aber reichen bis in die zwanziger Jahre hinauf und schon 1241 nennt er sich in einer solchen *dapifer Styriae* d. h. Truchsess. Diese Würde setzt voraus, dass er sich schon vorher in seiner praktischen Thätigkeit bewährt hatte. Mit dieser Geschäftstüchtigkeit aber stimmt in keiner Weise das Bild des überspannten Minnethoren, das er von sich selbst zeichnet. Die Schwierigkeit löst sich sehr einfach; das letztere nämlich ist ein reines Phantasiegebilde, ersonnen zu scherzhafter Unterhaltung.

So gewinnt also Ulrichs Charakter die rechte Verständlichkeit. Die Grundlage seines Wesens ist jedenfalls eine energische, selbstbewusste Männlichkeit, die sich klug und gewandt in der Politik wie im sozialen Leben, auf dem Kampfplatz wie im Salon zur Geltung zu bringen weiss. Als Kavalier wahrt er gern eine gewisse Noblesse und eifert für die Ideale des Ritterthums gegen adlige Räuber, gegen Karg-

heit[1]) und kampfscheue Bequemlichkeit. Voll Sinn für Poesie und Romantik giebt er sich auch dem Minnedienst trotz eines starken sinnnlichen Zuges nicht ohne ideale Begeisterung hin. Bei der Erfolglosigkeit seiner Bemühungen plattet sich aber sein Dienst bald zu einer mehr allgemeinen Bewunderung aller Frauen ab. Zwar kann er für sein Herz und seine Lieder eine zweite Dame nicht entbehren, aber überallhin schweift sein begehrlicher Blick, wo schöne Frauen zu sehen sind und sein Mund fliesst über von galanten Scherzen. Durch Reichthum und Klugheit einflussreich, vom Landesherrn geehrt, lebenslustig, ein scherzhafter Plauderer, gewöhnt sich unser Kavalier der Mittelpunkt gesellschaftlicher Unterhaltung zu sein, eine Rolle zu spielen. Seine Spekulation auf den Lacherfolg findet ihre Rechnung besonders in romantisch übertriebenen Erzählungen von naiver Liebesthorheit. Dabei trägt sein sicheres Selbstbewusstsein nicht das mindeste Bedenken,

---

Anm. 1) Ulrich ist gewiss kein karger Mann gewesen, aber anscheinend auch nicht jener sorglose Verschwender, als den er sich auszuspielen liebt. Für den König Artus schickte es sich doch nicht ganz, zu Neustadt 450 f. dasselbe Kleid wie der Herr von Lichtenstein 296,21 f. nach der Venusfahrt zu tragen. Es ist hier zu vermuthen, dass Seine Majestät die frühere Waffenkleidung hervorgesucht und durch aufgesetzte Silberrosen etwas aufgemuntert hat. Die Venusfahrt hat wohl viel gekostet, aber an andern Stellen scheint Ulrich dafür zu sparen. Nirgendwo erscheint er wie andere Herren mit viel Reisigen. Zu Friesach erwähnt er (72,2) 12 Knappen, zu St. Pölten (371,19) 6, zu Neustadt trotz seines Königthums (497,3) nur 10. Als kluger Mann lässt er sein Geld hauptsächlich da springen, wo seine Freigebigkeit auch das entsprechende Aufsehen macht.

auch mit seiner eignen Person ein scherzhaft-ironisches Spiel zu treiben.[1]) Der Mann, welcher so unbefangen seine eigne Person dem Lachen der lebenslustigen Gesellschaft preis giebt, kann natürlich kein Sklave der Mode sein. Er ist auch in dieser Beziehung der *Grand Seigneur*, der sich sicher in ihr bewegt, aber wo sie mit seinen Neigungen im Widerspruch steht, ironisch lächelnd seinen eignen Weg geht.

Während nach allem Bisherigen eine weitere Begründung dieser Charakteristik Ulrichs unnöthig erscheint, bedarf doch der letzte Punkt derselben noch einer weitern Erörterung.

Auch im Mittelalter konnte die höfische Gesellschaft konventionelle Formen nicht entbehren, welche die Aeusserlichkeiten des geselligen Lebens regelten. Weiterhin wurde auch alles, was überhaupt für vornehme Leute als angemessen und schicklich erschien, als höfisch bezeichnet, wie z. B. glänzendes Auftreten und Freigebigkeit, aber eine feste Einhelligkeit hat hierüber nie bestanden. Kräftige Naturen folgten auch damals ihrer Eigenart und nur schwächere Geister ordneten sich dem unter, was in ihrer Umgebung als höfisches Ideal galt. Auf dieser reich entwickelten individuellen Verschiedenheit der Charaktere und der Richtungen beruhte es, dass bei den Dichtern Männer und

---

Anm. 1) Wem es unwahrscheinlich vorkommt, dass Ulrich sich, wenn auch im Scherz, Dinge zuschreibt, die auch damals unter verständigen Menschen als Thorheiten angesehen wurden, der mag sich an ein Wort Goethes erinnern:

Ich liebe mir den heitern Mann
Am meisten unter meinen Gästen;
Wer sich nicht selbst zum Besten haben kann,
Der ist gewiss nicht von den Besten. —

Frauen sich eifrig dagegen verwahren, dass man sie alle gleich beurtheilt; so in Ulrichs Frauenbuch 615,24:

swer uns danne gelîchen wil
âll zesamen, der missetuot;
jâ haben wir al niht einen muot.

Alles, was den Menschen tiefer anging und ihm ans Herz griff, gestaltete sich nach der individuellen Natur jedes Einzelnen. So ist es z. B. nie Mode gewesen, im Frauendienst den Kopfhänger zu spielen und mit sentimentaler Miene seinen Kummer zur Schau zu tragen.[1]) Als Reinmar von Hagenau seinen Kummer zu viel merken liess — nicht aus Mode, sondern weil er eine empfindliche Natur war — wurde er von der Mehrzahl seiner Standesgenossen tüchtig ausgelacht. Ueber das, was Mode war, stösst man demnach auch auf ganz widersprechende Angaben: Ulrich von Lichtenstein bemerkt zu seinem Ausschreiben der Venusfahrt im Winter 1226/27 164,20, alle Ritter hätten sich darüber gefreut, denn niemand sei in deutschen Landen damals geehrt gewesen, der nicht Ritterspiel geliebt und im Frauendienst hochgemuth gewesen wäre. Wie merkwürdig verschieden klingt nun aber, was Walther von der Vogelweide ganz um dieselbe Zeit in seiner Elegie vom Untergang deutscher Fröhlichkeit singt: *owê wie jaemerlîche junge liute tuont! den unvil riuweclîche ir gemüete*

---

[1]) Es wäre zu wünschen, dass die Vorstellung von dem schmachtenden Frauenritter als einer typischen Gestalt nun bald begraben würde. Der Inhalt der meisten Liebeslieder kann dieselbe nicht rechtfertigen. Leider hat Freitag sie in Herrn Ivos Gestalt (Ahnen III, 51) auch künstlerisch verwerthet: „Sieh, gleicht er nicht unter Sorglosen einem Leidtragenden, der sein geheimes Weh mit Mühe bändigt?"

stuont, die kunnen nû wan sorgen: owê, wie tuont si sô? swar ich zer welte kêre, dâ ist nieman vrô: tanzen und singen zergât mit sorgen gar; nie kristenman gesach sô jaemerlîche schar. Die Verschiedenheit der Charaktere und der Auffassungen machte sich selbst an demselben Hof geltend. In der Umgebung des östreichischen Herzogs Friedrich begegneten sich so verschiedene Menschen wie Ulrich von Lichtenstein und der Tannhäuser; zeitweilig war auch Neidhart dort zu finden. Ebenso treffen wir in dem grossen Kreise von Männern, mit denen Ulrich uns im Frauendienst bekannt macht, eine bunte Mannichfaltigkeit von Charakteren an. Auch sie sprechen zu uns:

swer uns danne gelîchen wil
al zesamen der missetuot;
jâ haben wir al niht einen muot.

Gewiss ist freilich, dass wegen dieser Mannichfaltigkeit der Richtungen das höfische Ideal nicht einfach abzuleugnen ist. Es bestand eine gemeinsame Anschauung über das, was dem Ritter, was der vornehmen Frau wohl anstand, aber hüten wir uns, ein zu fest umrissenes Bild von dem, was höfisch war, zu entwerfen; wer dessen schwankende Gestalt verkennt, muss in der Schilderung der Zeit nothwendig den Reichthum verschiedenartiger Charaktere verwischen und das wirkliche, wahre Leben durch schnörkelhafte Formeln ersetzen. Wie wenig in der Wirklichkeit das höfische Ideal ausgesprochene Charaktereigenthümlichkeiten zu unterdrücken vermochte, das sehen wir an Ulrich, den man ja vor allem als Modenarren zu schildern liebt. Sein Begriff vom Höfischen ist nach seinem eigenen Charakter geformt. Keiner betont so stark

wie er die Fröhlichkeit als eine ritterliche Pflicht. Auch zu seiner Zeit gab es genug wirkliche Kopfhänger oder auch solche, die mit sentimentalem Gebahren Eindruck bei den Frauen zu machen hofften. Das gilt ihm für unritterlich 358,27 und die Frauen sind thöricht, wenn sie auf Liebesklagen etwas geben 375,3. Seine Genossen beurtheilt er hauptsächlich darnach, ob sie fröhlich sind und auf sein seltsames Treiben eingehen. Natürlich erscheint es ihm auch für den Frauendienst als Hauptsache, dass er Fröhlichkeit giebt. Zwar hat die vornehme Dame, der er in jungen Jahren huldigt, dazu nicht viel beigetragen, aber er weiss sich zu entschädigen; denn sein Frauendienst hat trotz aller schönen Reden über Stäte und Treue nichts Engherziges. Ganz anders als Herr Ivo in Freitags Ahnen, der seine Augensterne keiner Dame des thüringischen Hofes zeigen darf, fährt er von Jahr zu Jahr auf den Edelhöfen umher, um den Damen den Hof zu machen. Selbst in der grössten Betrübniss wegen der Gleichgültigkeit seiner Dame reitet er z. B. im Winter 1224 in das Land, um, wie er sagt, Frauen zu sehen 105,15. Er erbietet sich (133,9) zu allem, was seine Dame von ihm wünscht; als sie nun aber Ernst macht und ihn auf den Kreuzzug schickt, da weiss er, ohne den Schein dienstbarer Ergebenheit allzu sehr zu verletzen, den klugen Plan schlau zu vereiteln. Auch sonst legt er dem Drang des Herzens nicht allzu streng die Zügel an. Selbstlob galt damals wie heute für hässlich. Wie geschickt versteht er es aber doch, sich indirekt durch andere loben zu lassen! Auch hindert seine Ergebenheit gegen die Frauen ihn nicht im mindesten, nach dem Bruch mit der vornehmen Dame ganz unbändig über diese zu schimpfen.

Zwar fügt er seinem Bericht ein konventionelles Bedauern hinzu, dass er sich habe verleiten lassen, von Frauen übel zu reden, aber er vermerkt doch noch nach 25 Jahren mit grossem Behagen (418,19 und 420,9), wie sehr sie sich über seine Scheltlieder geärgert habe. Wie könnte überhaupt der ein Knecht der höfischen Sitte sein, der mit derselben sein scherzhaftes Spiel trieb, indem er bei seiner Höfischkeit offenbare Erfindungen beteuert, der auch nicht ansteht, seinem eigenen Ideal der Höfischkeit zum Trotz in den grotesken Erfindungen seiner Erzählung sich selbst als einen verzagten (37,23), als einen trauernden (302 f.) und sogar (366 f.) als einen zum Selbstmord entschlossenen Frauendiener dazustellen? Und wie cynisch unbekümmert um alle Sitte besteht er nicht nach der Erzählung 339,21 f trotz der Gegenwart vieler anderer Frauen mit nackten Worten hartnäckig auf der Erfüllung seiner letzten Wünsche und verhehlt auch 352,25 nicht im mindesten, ohne dieselben würde er die Dame unbedenklich vergewaltigt haben. So steht also Ulrich keineswegs unter dem Bann des höfischen Ideals, es fehlt ihm der naive Glaube an dasselbe und wenn er auch die äusseren Formen in der Regel beobachtet, so lässt er sich in seinen Handlungen doch nur durch die lebendigen Triebe seines eigenen Innern bestimmen. Nicht einmal soviel Kraft hat jenes Ideal, dass er es wenigstens in der Dichtung respektirte.

Wie Ulrichs Charakterbild sich so umgestaltet, so gewinnt auch sein Werk einen andern Charakter, als die Litteraturgeschichte ihm bisher zuerkannte. Es ist vor allen Dingen keine Geschichtsquelle (Bechstein XXXV),

wenn auch einige geschichtliche Vorgänge leicht gestreift werden. Ebenso wenig aber ist es eine Biographie; denn nicht nur schliesst es die bedeutende politisch-militärische Thätigkeit des Mannes ganz aus, sondern auch auf dem Gebiet des Frauendienstes ist es wesentlich ein Roman mit geringem Einschlag wirklicher Vorgänge, zugleich das erste Beispiel des Ich-romans in der deutschen Litteratur.

Wie der höfischen Sitte gegenüber so ist sich unser *Grand Seigneur* auch in der Litteratur seiner Unabhängigkeit vollständig sicher. Man hat seine Abhängigkeit vom höfischen Roman hervorgehoben, aber dieselbe ist ganz nebensächlich. Der Name des Königs Artus und seiner Helden ist ihm ganz willkommen, um den Ritterzug des Jahres 1240 äusserlich auszustaffiren, aber er entnimm keinem der zahlreichen Artusromane irgendwelche charakteristischen Motive des Handelns. Ebenso selbständig verfährt er als Königin Venus. Seiner Lust am Prunk und an phantastischer Repräsentation sind diese Gestalten willkommen, aber ihre litterarischen Antecedentien sind ihm ziemlich gleichgültig, denn sie müssen sich in ihrem Gebahren doch vollständig nach Herrn Ulrichs Liebhabereien richten. Wichtiger scheint mir, dass er aus der Tristanerzählung den Verkehr des Minnehelden unter Aussätzigen in seinen Frauendienst herübernimmt, indessen doch auch dies in ganz selbständiger Ausführung. Die wichtigsten Motive seines Romans entlehnt er dagegen der Lyrik. Es ist wohl kein Zufall, dass wir denselben in besonders scharfer Ausprägung bei Reinmar von Hagenau begegnen. War dieser doch von allen Minnesängern der einseitigste Frauendiener, der naivste hingebendste Sklave seiner Herrin,

während Ulrich dies zu sein nur zum Scherz vorgiebt. Wie in seiner Erzählung der Leib dem Herzen von der Minne abräth, so bei Reinmar (Minnesangs Frühling 159,19). Auch dieser schweigt, als er Gelegenheit zum Reden hat (MF 153,25 und 164,23) und wird von andern für einen Minnethoren gehalten (150,22), wie er sich selber als solchen bekennt (157,39), er zürnt seiner eignen Verzagtheit und beschliesst trotz des Unwillens der Dame fest auf seiner Werbung zu bestehen (153,23; 153,23), er muss sich immerfort gegen den Vorwurf vertheidigen, dass seine Liebesbeteuerungen übertrieben und erlogen seien (160,38), auch droht ihm die Dame in einer Frauenstrophe mit Ungnade, wenn ihr eine Nachricht von seiner Unstäte zukomme (110,12); während er sich so über die Gedanken derselben täuscht und sich in süsse Träume wiegt, will die Dame in Wirklichkeit nichts von Minne wissen (177,36; 178,34; 187,19). Auch er tröstet sich im Unglück, sie wolle ihn nur versuchen (161,29), wie es der Phantasiebote mit Ulrich thut. Aber auch die Verschiedenheit der beiden Männer macht sich charakteristisch geltend. Während Reinmar mit Bedauern (161,29) erklärt, dass gerade die Derben bei den Frauen am meisten Aussicht hätten ihren Willen durchzusetzen, spielt Ulrich beim Empfang in der That den derben Minnejäger. Wie man jenem bloss vorwirft, er klage zum Scherz (166,11), so thut es Ulrich wirklich. Reinmars treuherzige Ehrlichkeit verwirft jede unwahre Renommage 189,7; *waz touc mir ein alsô verlogenez maere, daz ich ruomde mich von alsô fremeden dingen?* Was ist aber Ulrichs Erzählung anders als ein solches „*verlogenez maere*"?

Es ist deshalb noch nicht nöthig anzunehmen, dass der devote Frauendiener Reinmar Herrn Ulrich für manche Partien seines Werkes als Modell klar vorgeschwebt habe. Möglich wäre das immerhin, da er auch in der Lyrik ganz offenbar von demselben parodirt wird[1]). Aber die Darstellung eines naiv übertriebenen Minnedienstes musste nothwendig zu dieser Uebereinstimmung führen. Ausserdem bietet doch auch die Wirklichkeit ihres Dienstes verwandte Züge. Auch Ulrich hat wie Reinmar (167,4) gewagt, der Dame den Vorschlag der Probenacht zu machen, er ist mit gleicher Schärfe abgewiesen worden und auch ihn hat die Dame versucht, auf andere Gedanken zu bringen, indem sie ihn zum Kreuzzug aufforderte. In der epischen Verwerthung dieser in der Lyrik vorliegenden, direkt oder indirekt aus der Erfahrung des ritterlichen Frauendienstes geschöpften Züge liegt das Eigenthümliche, das Ulrichs Frauendienst von allen höfischen Romanen scheidet. Mit diesen will er offenbar gar nicht konkurriren. Er ist viel zu sehr *Grand Seigneur*, als dass literarische Interessen ihm sehr tief gingen und ihn zu ernstem Wetteifer entfachten. Die Gegenwart will er hochgemuth geniessen, sich und andere will er belustigen und zerstreuen, indem er von dem ritterlichen Treiben, wie er es kannte, ein romantisch und humoristisch gesteigertes Bild entwirft.

Wenn bei diesem Mangel an künstlerischem Ernst das hinweggeworfene Werk oft grosse Schwächen zeigen muss, so verleugnet sich doch auch nicht die bedeutende dichterische An-

---

Anmerk. 1) Siehe Erichs Schmidts Nachweis in Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte. IV, S. 116

lage seines Verfassers. Wer könnte ihm etwas von jener Dichterkunst absprechen, die auch das Märchenhafte mit dem Schein des Natürlichen zu umkleiden vermag? Zwar steht ihm kein grosser Reichthum an Erfindung zu Gebote, denn er wiederholt öfters einmal gefundene Züge. Aber er ist kein Dichter, der bloss hier und da einen glücklichen Griff thut, sondern bei aller Flüchtigkeit der Verarbeitung merkt man überall ein natürliches Gefühl für das Wirkungsvolle. Wie klug versteht er nicht die einzelnen Vorgänge vorzubereiten und durch die Besprechung mit den ihn umgebenden Personen in die rechte Beleuchtung zu rücken! Nichts erreicht sein Minnediener im ersten Anlauf, sondern der geübte Erzähler berichtet zunächst jeden Vorgang bis zu dem Punkte, dass man glauben sollte, er würde sich glatt abspielen. Da tritt plötzlich ganz nahe am Ziel eine unvorhergesehene Wendung ein, die den Minnejäger wieder zurückwirft. So bei der ersten Begegnung. Am ersten Tage lässt er die Glücksstunde verstreichen und muss sich dann den Spott der Dame gefallen lassen. Erst der zweite Tag gewährt dem Schüchternen, was er am ersten Tage versäumt hatte. Am glänzendsten zeigt sich dies Geschick zu spannen und dann doch die Erwartung durch eine unerwartete Wendung zu täuschen beim Rendezvous. Kein Zweifel, es sind starke Effekte, auf die er hinwirkt und die Mittel sind nicht eben allzuängstlich ausgeklügelt, aber doch kann man in der Anlage der Handlung und der Gruppirung der Begebenheiten künstlerisches Gefühl und eine gewisse Energie der Linienführung nicht verkennen. Auch seine Fähigkeit Charaktere zu zeichnen ist unverächtlich. Das leuchtet ein, wenn man bedenkt, dass er es vermocht

hat den Charakter der Dame originell auszugestalten. Ihre kalte Tugend erhält durch seine Dichterphantasie einen Zusatz von Neckerei und Spottsucht, ja auch von Koketterie, der sie zu einem lebendigen Charakterbild macht.

Diese dichterische Kraft zeigt sich freilich nur in der Erzählung des ersten Minnedienstes, die etwa 2 Drittel des Ganzen umfasst. Wie ist nun aber die Inhalt- und Interesselosigkeit des letzten Drittels zu erklären? Man kann jedenfalls nicht annehmen, dass seine dichterische Begabung während der Abfassung des Werks so schnell sollte geschwunden sein. Liefert doch das zwei Jahre später gedichtete Frauenbuch den Gegenbeweis. Zweifellos nahm sein Interesse an dem breitangelegten Werk rasch ab; aber auch das erklärt nicht ganz den Gegensatz zwischen der Erzählung des 1. und der des 2. Dienstes. Mir scheint, dass im letztern alle Erfindungen durch die einfache Thatsache ausgeschlossen waren, dass er zur Zeit, wo die Dichtung entstand, noch fortdauerte. Unter diesen Umständen musste Ulrich darauf verzichten, sich auch hier als den siegreichen Ueberwinder darzustellen; höchstens durfte er einige dunkle Andeutungen wagen. Da nun hier seiner Erzählerlust der Faden gänzlich abgeschnitten war, half er sich mit allgemeinen Betrachtungen, die meist an seine eignen Gedichte aus dieser Periode anknüpfen und sie oft geradezu wörtlich ausschreiben. Unter diesen Umständen hätten wir ihm den letzten Theil gern erlassen. Von seinem Standpunkt aber war es unmöglich abzubrechen. Das wäre denn doch eine zu starke Rücksichtslosigkeit gegen die zweite Herrin gewesen, die ja die ganze Dichtung veranlasst hatte. Sodann aber hatte er auch begonnen, seine Lieder in die Erzählung

8

einzuflechten und so drängten ihn auch diese zur Vollendung des einmal begonnenen Werkes.

Uebrigens zeigen sich auch schon lange vor dem 2. Theil Spuren der Ermüdung. Wie wir in der Einzelbesprechung auf eine Reihe der gröbsten sachlichen Widersprüche gestossen sind, so hat sich Ulrich auch nicht Zeit genommen die Darstellung zu glätten. Vom 2. Drittel an treten dialektische Reime auf, ebenso klingende und konsonantisch unreine Reime und vierhebige Reimpaare und bezeugen — vergl. Knorr, zu Ulrich von Lichtenstein S. 49 f. — die wachsende Flüchtigkeit des Dichters. Wenn er auch das Werk zu Ende führte, so that er es doch unter einem gewissen Zwang und mit Unlust. Dasselbe ist demnach gewissermassen Koncept geblieben.

Aber auch bei der sorgfältigsten Durcharbeitung wäre Ulrichs Frauendienst kein sehr erquickliches Werk geworden. Man könnte versucht sein, in ihm einen Vorläufer des unsterblichen Cervantes zu sehen. Der Gedanke ist in der That nicht ganz falsch. Ein so entschiedener Frauendiener er auch selbst ist, so wenig er, nachdem das Feuer wirklicher Neigung in ihm verglüht ist, den galanten Verkehr mit den Damen missen kann, so ist er doch nicht blind für das unmännliche Gebahren mancher Frauenritter und macht daher durch karrikirende Züge dasselbe lächerlich. Aber er steht doch dabei im wesentlichen auf dem Boden des alten ritterlichen Lebensideals, sein Humor wird nicht getragen von tieferen und wesentlich neuen Auffassungen. Es liegt ihm auch eigentlich sehr wenig an der Ueberwindung einer falschen Richtung; er will nur unterhalten und lachen. Daher ist sein Humor ohne seelische Tiefe

und seine Ironie trifft nur Einzelheiten von untergeordneter Bedeutung. Die Hauptsache bleibt ihm doch die liebevolle Verherrlichung seiner eignen Person, so sehr er sich auch (593,6) dagegen verwahrt und sich mit dem Gebot seiner Dame entschuldigt. Die Muse, welche ihn begeistert, ist seine Eitelkeit. Daher könnte sich für sein Werk natürlich kein Leser oder Hörer recht erwärmen, möchte die Erfindung auch noch so tief und reich, die Komposition noch so kunstverständig und wirkungsvoll, die Darstellung auch noch so anregend und fesselnd sein.

Wenn demnach auch Ulrichs Frauendienst keineswegs ohne poetische Bedeutung ist, wenn sogar eine hervorragende Originalität ihn aus der Summe altdeutscher Erzählungen stark hervorhebt und ihm eine eigenthümliche Sonderstellung giebt, so liegt der Hauptwert des Gedichtes doch auf dem Gebiet der Kulturgeschichte. Und in dieser Beziehung ist es zweifellos ein Vorzug, dass ihm die rechte Feilung fehlt. Diese hätte nur dazu beitragen können, für uns Spätlebende den wahren Charakter des Werkes zu verhüllen und den strengen Nachweis desselben vielleicht unmöglich zu machen. Für die Verständigen unter seinen Zeitgenossen ergab sich derselbe von selbst aus ihrer Kenntniss seines Charakters und vor allem aus ihrer Anschauung der ritterlichen Kreise. Sie konnten darnach ohne weiteres beurtheilen, was etwa der Wirklichkeit entsprach und auf sie musste die gewaltsame Uebertreibung derselben komisch wirken; vielleicht fiel ihnen auch dabei dieser und jener naive Liebhaber ein, der nach Art Reinmars von Hagenau ihnen schon früher zum Gespött gedient hatte und nun durch die possenhafte Uebertreibung seiner

